Klopstocks

sämmtliche Werke.

Funfzehnter Band.

Leipzig,
bey Friedrich Fleischer. 1830.

Klopstocks
sämmtliche
sprachwissenschaftliche und ästhetische
Schriften,
nebst
den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen,
Gedichten, Briefen ꝛc.;

herausgegeben
von
A. L. Back,
Rector des Lyceums zu Eisenberg,
und
Dr. A. R. C. Spindler.

Dritter Band.
II. Ästhetische Schriften.
1. Metrische Abhandlungen.

BIBLIOTHECA ... BERGENSIS

Leipzig, 1830.
Bey Friedrich Fleischer.

Staatsbibliothek
Bamberg

Inhalt zum 15. Bande.

		Seite
I.	Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen	1.
II.	Vom gleichen Verse	21.
III.	Neue Sylbenmaße	53.
IV.	Vom deutschen Hexameter a. . .	65.
V.	Vom deutschen Hexameter b. . .	85.
VI.	Vom deutschen Hexameter c. . .	221.
VII.	Vom Sylbenmaße. (Sollte eigentlich vor der Abhandlung „Neue Sylbenmaße" stehen)	257.

I.

Von

der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen.

Aus dem zweyten Bande der Halleschen Ausgabe des Messias vom Jahre 1756.

Vielleicht wäre es am besten, das Schicksal des neuen Sylbenmaßes der Entscheidung der Welt so zu überlassen, daß man gar nicht darüber schriebe. Ich habe dieß bisher geglaubt, und ich würde meine Meinung auch nicht ändern, wenn es nicht Kenner gäbe, die zwar die Alten gelesen, aber sich nicht so genau um ihre Versarten bekümmert haben, daß sie die Nachahmung derselben entscheidend sollten beurtheilen können. Diese haben wirklich dem neuen Sylbenmaße schon so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie verdienen, veranlaßt zu werden, es ganz beurtheilen zu können. Ich darf, ohne mir zu sehr zu schmeicheln, vermuthen, daß einige so freundschaftlich gegen mich gesinnt seyn werden, lieber zu wollen, daß ich über diese Sache, die sie vielleicht eine Kleinigkeit nennen, nicht schreiben möchte. So verbunden ich ihnen für dieß Urtheil seyn müßte; so wenig halte ich auch die letzten Nebenzüge

der schönen Wissenschaften für Kleinigkeiten, besonders, wenn es Kenner der höheren Schönheiten sind, für die man sie aufdeckt.

Bey der Untersuchung des neuen Sylbenmaßes selbst kömmt es darauf an, daß man erweise: Wir können den Griechen und Römern in ihren Sylbenmaßen so nahe nachahmen, daß diese Nachahmung, besonders größern Werken, einen Vorzug gebe, den wir, durch unsre gewöhnliche Versarten, noch nicht haben erreichen können. Eine Nebenuntersuchung würde seyn, eben dieß von lyrischen Gedichten zu behaupten, denen wir zwar, durch einige unsrer Sylbenmaße, einen freyeren Schwung, als den großen Gedichten, gegeben haben; die aber, weil sie so vieler Schönheiten fähig sind, daß sie unmittelbar nach dem Trauerspiele ihren Platz nehmen dürfen, noch tonvoller und harmonischer zu seyn verdienen.

Homers Vers ist vielleicht der vollkommenste, der erfunden werden kann. Ich verstehe unter Homers Verse nicht Einen Hexameter allein, wiewohl jeder seine eigene Harmonie hat, die das Ohr unterhält, und füllt; ich meine damit das ganze Geheimniß des poetischen Perioden, wie er sich vor das stolze Urtheil eines griechischen Ohrs wagen durfte, den Strom, den Schwung, das Feuer dieses Perioden, dem noch dazu eine Sprache zu Hülfe kam, die mehr Musik, als Sprache, war. Homer blieb, auch in Betrachtung des

Klangs, ein solcher Meister seiner Sprache, daß er die Griechen verführt zu haben scheint, ihre Verse mehr abzusingen, als herzusagen.

Sein Hexameter hat die angemessenste Länge, das Ohr ganz zu füllen; und er überläßt es den Alcäen, so die vollkommensten lyrischen Verse sind, es, aus andern Absichten, mit einem kürzern, fallenden Schlage zu erschüttern. Er hat den großen, und der Harmonie wesentlichen Vorzug der Mannichfaltigkeit. Da er aus sechs verschiedenen Stücken, oder Füßen, besteht; so kann er sich immer durch vier, bisweilen auch durch fünf Veränderungen, von dem vorhergehenden oder nachfolgenden Verse unterscheiden. Und da diese Füße bald zwo bald drey Sylben haben; so entsteht daher eine neue Abwechselung.

Durch das, so ich bisher angeführt habe, und dann durch die glückliche Wahl der Sylbentöne, und ihrer Verhältnisse gegen einander; und durch den abwechselnden Abschnitt des Verses, bey welchem der Leser bald längere bald kürzere Zeit innehalten muß, erreicht der homerische Vers eine Harmonie, die itzt fließt, dann strömt, hier sanft klingt, dort majestätisch tönt. Denn dieß alles in dem höchsten Grade des Wohlklangs, und nach den feinsten Grundsätzen desselben, hervorzubringen, sind vorzüglich die griechische, und denn auch die römische Sprache am geschicktesten. Die Anzahl ihrer Buchstaben und Töne ist beynah einander gleich, und

jedes einzelne Wort hat daher schon viel Wohlklang, eh es noch durch die Stelle, die es in der Verbindung des Verses bekömmt, wenn ich so sagen darf, in den Strom der Harmonie einfließt, und dadurch seinen bestimmtesten und vollsten Wohlklang hören läßt.

Es kömmt uns itzt darauf an, zu untersuchen, wie nahe wir diesem großen Originale kommen können? Der wesentliche Charakter unsrer Sprache, in Absicht auf ihren Klang, scheint mir zu seyn, daß sie voll und männlich klingt, und mit einer gewissen gesetzten Stärke ausgesprochen seyn will. Wer ihr Schuld giebt, daß sie rauh klinge, der hat sie entweder niemals recht aussprechen gehört; oder er sagt es nur, weil es einige seiner Nazion auch gesagt haben. Mit größerm Rechte könnte man der französischen Sprache den Vorwurf machen, daß sie wenig volltönige Wörter habe, und noch weniger, wegen ihrer flüchtigen und fast übereilten Aussprache, periodisch zu werden fähig; der italienischen, daß sie zu sehr von dem gesetzten und vollen Accente ihrer Mutter ins Weiche und Wollüstige ausgeartet; und vielleicht der starken Sprache der Engländer, daß sie zu einsylbicht sey, und zu oft, statt zu fließen, fortstoße, als daß sie die Fülle des griechischen Perioden so nahe, wie die deutsche, erreichen könne. Kennern des griechischen Wohlklangs glaube ich meine Vorstellung von dem Klange unsrer Sprache noch deutlicher zu machen, wenn ich sage, daß sie mit

dem Dorischen des Pindar Ähnlichkeit habe, zugleich aber den Unterschied voraussetze, der, zwischen dem Dorischen des Pindar, und der griechischen Schäferdichter, ist. Ohne mich in die Entscheidung einzulassen, welche von unsern Provinzen am besten deutsch rede? so kömmt es mir doch als wahr vor, daß ein Sachse das Hochdeutsche, oder die Sprache der Skribenten, und der guten Gesellschaften, mit leichterer Mühe rein und ganz aussprechen lernen kann, als einer aus den übrigen Provinzen. Und wie einer von diesen seine Sprache spricht, so rein, so volltönig, so jeden Ton und Buchstaben, den die richtige Rechtschreibung setzt, zwar ganz, aber doch nicht selten, bey der Häufung der Buchstaben, mit unübertriebner Leisigkeit: dieß ist die Regel der längern und kürzern Sylben, der Art ihrer Länge und Kürze, und also auch der Harmonie des Verses überhaupt. Ich muß gestehn, es giebt zweifelhafte Aufgaben bey dieser Regel; und wir wären glücklich, wenn wir Eine große Stadt in Deutschland hätten, die von der Nazion, als Richterin der rechten Aussprache, angenommen wäre. Aber wir dürfen hierauf wohl itzt nicht hoffen, da Berlin eifersüchtiger darauf zu seyn scheint, den zweyten Platz nach Paris, als den ersten in Deutschland, zu behaupten. Gleichwohl liebe ich meine Landsleute so sehr, daß ich von ihnen glaube, daß sie in den Städten, wo es nicht mehr unbekannt ist, daß Achtung und Sorge für einheimische

schöne Wissenschaften eine von den vorzüglichsten Ehren einer Nazion sind, sich bemühen werden, ihre Sprache recht auszusprechen; und, wofern sie sich auch hierin noch einige Nachlässigkeit verzeihen wollten, doch, wenn sie öffentlich reden, oder gute Schriften in Gesellschaften vorlesen, sich selbst und ihren Skribenten die Ehre erweisen werden, daß sie ihre volltönige und mächtige Sprache richtig aussprechen.

Diese Aussprache vorausgesetzt, ahmen wir dem homerischen Verse so nach. Wir haben Daktylen, wie die Griechen, und ob wir gleich wenige Spondeen haben; so verliert doch unser Hexameter dadurch, daß wir statt der Spondeen meistentheils Trochäen brauchen, so wenig, daß er vielmehr fließender, durch die Trochäen, wird; weil in unsern Sylben überhaupt mehr Buchstaben sind, als bey den Griechen. Es ist wahr, die Griechen unterscheiden die Länge und Kürze ihrer Sylben nach einer viel feinern Regel, als wir. Wenn wir unsre Sprache nach ihrer Regel reden wollten, so hätten wir fast lauter lange Sylben. Dieses ist der Natur des Gehörs zuwider, welches eine ungefähr gleiche Abwechselung von langen und kurzen Sylben verlangt. Die Aussprache hat sich daher nach den Forderungen des Ohrs gerichtet. Und dieses ist biegsam genug gewesen, sich an die Kürze eines Vokals zu gewöhnen, auf den zween oder auch wohl drey

Buchstaben folgen; und es wird nur alsdenn verdrüßlich, wenn diese Buchstaben mit einer gewissen Ungelenkigkeit der Zunge ausgesprochen werden. Ob wir nun gleich auf der einen Seite, in Absicht auf die Feinheit des Wohlklangs verlieren; so gewinnen wir, in Betrachtung einer ganz neuen Mannichfaltigkeit, welche die Griechen nicht hatten, beynahe mehr, als uns, durch die genaue Feinheit, entgeht. Zum Beweise dessen wähle ich vorzüglich den Daktylus, weil er hinter der langen Sylbe zwo kurze hat. Da unsre kurze Sylbe auf zwo Arten, und bisweilen auch auf die dritte, kurz ist; der Griechen ihre hingegen nur auf Eine und selten auf Zwo Arten: so entstehn daher so verschiedne Daktylen, und zugleich so viel Mannichfaltigkeit mehr, daß diese in Einem Perioden die Harmonie schon ungemein erhöht, und denn einem ganzen Werke zu einem Vortheile gereicht, der nicht sorgfältig genung gebraucht werden kann. Dazu kömmt, daß uns die Verschiedenheit der Daktylen auch deswegen angenehm seyn muß, weil sie in unsern Hexametern mehr, als in den griechischen, vorkommen. Dieser in einigen Fällen nothwendige öftere Gebrauch der Daktylen, ist auch wohl Ursach gewesen, warum einige Neuere den sogenannten spondeischen Vers, der den Hexameter mit zween Spondeen, statt eines Daktyls und Spondeen, schließt, mit dem Homer öfters brauchen, ohne deswegen etwas wider den Virgil zu ha=

ben, der die Ursach nicht hatte, und es daher nur selten that.

Wenn wir also unsern Hexameter, nach der Prosodie unsrer Sprache, und nach seinen übrigen Regeln, mit Richtigkeit ausarbeiten; wenn wir in der Aussuchung harmonischer Wörter sorgfältig sind; wenn wir ferner das Verhältniß, das ein Vers gegen den andern in dem Perioden bekömmt, verstehen; wenn wir endlich die Mannichfaltigkeit auf viele Arten von einander unterschiedner Perioden nicht nur kennen, sondern auch diese abwechselnde Perioden, nach Absichten, zu ordnen wissen: dann erst dürfen wir glauben, einen hohen Grad der poetischen Harmonie erreicht zu haben. Aber die Gedanken des Gedichts sind noch besonders; und der Wohlklang ist auch besonders. Sie haben noch kein anderes Verhältniß unter einander, als daß die Seele zu eben der Zeit durch die Empfindungen des Ohrs unterhalten wird, da sie der Gedanke des Dichters beschäftigt. Wenn die Harmonie der Verse dem Ohre auf diese Weise gefällt, so haben wir zwar schon viel erreicht; aber noch nicht alles, was wir erreichen konnten. Es ist noch ein gewisser Wohlklang übrig, der mit den Gedanken verbunden ist, und der sie ausdrücken hilft. Es ist aber nichts schwerer zu bestimmen, als diese höchste Feinheit der Harmonie. Die Grammatici haben sie, „den lebendigen Ausdruck“ genannt, und ihn oft dann nur im Virgil oder Homer

gefunden, wenn diese ihn etwa übertrieben, und ihm also seine eigentliche Schönheit, die vorzüglich in der Feinheit besteht, genommen; oder in andern Stellen nicht daran gedacht hatten, daß Scholiasten kommen und ihnen hier eine Schönheit von dieser Art Schuld geben würden. Verschiedne Grade der Langsamkeit oder Geschwindigkeit; etwas von sanften oder heftigen Leidenschaften; einige feinere Mienen von demjenigen, was in einem Gedichte vorzüglich Handlung genannt zu werden verdient, können, durch den lebendigen Ausdruck, von ferne nachgeahmt werden. Wenn der Poet dieses thut; so braucht er, oder es glücken ihm vielmehr einige seiner zartesten Künste der Ausbildung, die ihm eben so leicht mislingen können, sobald er zu sehr mit Vorsatz handelt, oder seine Einbildungskraft das enge Gebiet dieser Nebenzüge zu hitzig erweitert, und sich aus der Harmonie eines Gedichts in die Musik versteigt. Ich muß zwar zugestehn, daß es Fälle giebt, wo der lebendige Ausdruck dasjenige stark sagen muß, was er sagen will. Aber überhaupt sollte man die Regel festsetzen, sich demselben vielmehr zu nähern, als ihn zu erreichen. Und die Anwendung dieser Regel sollte man nur bey der Beurtheilung seiner Arbeit nöthig haben. Denn wenn diese Art Schönheit recht gelingen soll, so muß sie im Feuer der Ausarbeitung fast unvermerkt entstehen.

Auf eine Verbesserung der Harmonie von einer

ganz andern Art, und die nur den Vers an sich angeht, haben sich einige unter uns eingelassen, da sie eine Sylbe mehr vor den homerischen Hexameter setzten, um, wie es scheint, durch einen jambischen Anfang das Ohr, wegen der Ungewöhnlichkeit des neuen Verses, schadlos zu halten. Aber sie haben zween nicht unwichtige Einwürfe wider sich. Da der Hexameter eben so lang ist, als ihn das Ohr verlangt, wenn es einen merklichen Absatz einer vollen Harmonie, und nicht mehr auf einmal fodert; so dehnen sie die Länge des Verses über die Gränzen der Natur aus.

Weil sich aber diese Gränzen nur durch ein gewisses Urtheil des Ohrs bestimmen lassen; so kann ich mich, wegen seiner wahrscheinlichen Richtigkeit, nur auf die beständigen Muster der Griechen und Römer berufen, die doch sonst so abgeneigt nicht waren, neu zu seyn, und in ihren theatralischen Jamben oft so sehr von einander unterschieden sind, daß es eben daher so schwer wird, diese Versart genau zu bestimmen. Der zweyte Einwurf ist, daß die, so die Sylbe noch hinzusetzen, nicht selten in Gefahr sind, zween Verse statt eines zu machen.

Noch eine andre Sorgfalt, dem neuen Verse eine gute Aufnahme zu verschaffen, war ein Einfall, der in dieser Absicht sehr glücklich war. So bald man ihn aber zur Regel machen wollte, würde man ihn übertreiben. In einem lyrischen Gedichte wurden die Re-

geln des griechischen Sylbenmaßes völlig nach der Prosodie der Alten beobachtet. Ohne die Schwierigkeit zu berühren, auch nur einige kleine Stücke in dieser Art zu verfertigen, scheint mir diese ganz gebundne Nachahmung, der Natur unsrer Sprache, ihres Hexameters, und seiner Harmonie entgegen zu seyn. Man weiß, daß Ovidius schon hüpfend wurde, statt den majestätischen und eigentlichen Wohlklang Virgils zu übertreffen.

Weil ich mich über das, was ich bisher von dem alten und neuen Hexameter gesagt habe, nicht gern in Exempel ausbreiten möchte; so will ich nur eins anführen, die Kenner der Alten an den poetischen Perioden zu erinnern. Da zu wenige sind, die Homers Sprache bis auf ihr Sylbenmaß kennen, soll Virgil seine Stelle vertreten. Er sagt vom Salmoneus:

Quatuor hic invectus equis, et lampada quassans
Per Grajûm populos mediaeque per Elidis urbem
Ibat ovans, divûmque sibi poscebat honorem:
Demens! qui nimbos et non imitabile fulmen
Aer' et cornipedum cursu simularat equorum!
At pater omnipotens deus' inter nubila telum
Contorsit, (non Ille faces nec fumea taedis
Lumina) praecipitemqu' immani turbin', adegit!

Da wir uns diesem feurigen Klange, dieser Fülle der Harmonie, durch Nachahmung nähern können; so

begreife ich nicht, warum wir es, besonders in größern Gedichten, die auch in jeder Nebenausbildung Anstand und Männlichkeit erfordern, nicht thun sollen. Unsre eingeführten langen Jamben, haben, außer der beständigen Einförmigkeit, den nicht weniger wesentlichen Fehler, daß sie aus zween kleinen Versen bestehn, und daß ein gewisser Abschnitt dieses zu selten hindern kann. Dazu scheint ihnen ohne den Reim etwas wesentliches zu fehlen. Der zehnsylbichte Vers hat viel Vorzüge vor dem zwölfsylbichten. Er ist an sich selbst klingender, und überdieß kann man seinen Abschnitt verändern. Es ist der Vers der Engländer, der Italiener, und auch einiger Franzosen. Selbst Milton und Glover haben ihn gebraucht. Er scheint aber gleichwohl für die Epopee zu kurz, und dieß doch nicht so sehr in der englischen, als in der deutschen Sprache. Wem dieser Umstand zu unwichtig vorkömmt, eine Regel daraus zu machen, dem gestehe ich zu, daß der zehnsylbichte Jambe die Wahl eines epischen Dichters verdiente, wenn der Hexameter unnachahmbar wäre. Der Trochäe ist zu lang, zu schleppend, und in größern Werken noch schwerer auszuhalten, als der zwölfsylbichte Jambe. Was soll also der Verfasser einer Epopee wählen? Wenn ich nicht ganz irre; so muß er entweder nicht in Versen schreiben, und sich seine Worte wie Demosthenes, oder Fenelon von derjenigen Harmonie, welcher die Prosa fähig ist, zuzäh-

len lassen; oder er muß sich zu dem Verse der Alten entschließen.

Aber vielleicht ist in lyrischen Werken diese Entschließung nicht so nothwendig? Und wir können, ohne die Sylbenmaße der alten Ode, Pindarisch oder Horazisch seyn? Ich gebe zu, daß unsre lyrischen Verse einer größern Mannichfaltigkeit fähig sind, als die andern; daß wir einige glückliche Arten gefunden haben, wo, durch die Abwechselung der längern und kürzern Zeilen; durch die gute Stellung der Reime; und selbst manchmal durch die Verbindung zwoer Versarten in Einer Strophe, viel Klang in einige unsrer Oden gekommen ist. Aber daraus folgt nicht, daß sie die horazischen erreicht haben; daß es unsern Jamben oder Trochäen möglich sey, es der mächtigen alcäischen Strophe, ihrem Schwunge, ihrer Fülle, ihrem fallenden Schlage gleich zu thun; mit den beyden choriambischen zu fliegen; mit der einen im beständigen schnellen Fluge; mit der andern mitten im Fluge, zu schweben, dann auf einmal den Flug wieder fortzusetzen; dem sanften Flusse der sapphischen, besonders wenn sie Sappho selbst gemacht hat, ähnlich zu werden; oder die feine Ründe derjenigen Oden im Horaz zu erreichen, die nicht in Strophen getheilt sind. Horaz ist ein solcher Meister in der lyrischen Harmonie, daß seine Versarten einige besondre Anmerkungen verdienen, um uns recht aufmerksam auf ihre Schönheit zu ma-

chen, eine Schönheit, die in seinen meisten Arten mit einer so glücklichen Sorgfalt erreicht ist, daß sie verführen könnte, einige Kleinigkeiten wider ein paar andre Arten bey ihm zu sagen, welche die feine Wahl der übrigen nicht ganz zeigen. Wenn Horaz am höchsten steigen will, so wählt er die Alcäen; ein Sylbenmaß, welches, selbst für den Schwung eines Psalms, noch tönend genung wäre. Er läuft da am oftesten mit dem Gedanken in die andre Strophe hinüber, weil es, so zu verfahren, dem Enthusiasmus des Ohres und der Einbildungskraft gemäß ist; da jenes oft noch mehr als den poetischen Perioden, der nur in eine Strophe eingeschlossen ist, verlangt, und diese den Strom des schnell fortgesetzten Gedanken nicht selten fordert. Horaz wußte entweder den Einwurf nicht, daß, wegen des Singens, die Strophe und der Periode zugleich schließen müßten, weil ihm die Sänger und die lyrische Musik seiner Zeit denselben nicht machten; oder er opferte die kleinere Regel der größern auf. Die eine Choriambe, die aus vier Versen, und nur Einem ungleichen besteht, hat viel Feuer, sanfteres, und heftigeres, wie Horaz will, dazu eine ihr eigne lyrische Fülle. Aber sie dürfte wohl, wegen der Gleichheit ihrer drey ersten Zeilen, nur sehr selten aus so vielen Strophen bestehen, als die Alcäische. Die zweyte Choriambe, die der vorigen bis auf den dritten Vers gleicht, welcher sich, mit einem sanften Abfalle herunterläßt, würde

denjenigen Oden vorzüglich angemessen seyn, die sich von der hohen Ode etwas zu dem Liede herablassen. Die Stellung dieser dritten Zeile allein sollte uns schon abschrecken, neue Sylbenmaße zu machen. Sappho hat eine Ode erfunden, deren Harmonie, ob wir gleich nicht einmal zwey ganze Stücke von ihr haben, sie am besten getroffen hat. Die drey ersten Zeilen sind in dieser Strophe einander gleich, und wenn der gewöhnliche, an sich harmonische Abschnitt immer wiederholt wird, so verliert die Harmonie des Ganzen; ein kleines Versehn, das Horaz mehr begangen, als vermieden hat. Es ist zwar dieß desto leichter zu verzeihn, je verführender der Abschnitt an sich durch seinen Wohlklang ist, und je weniger man ihm in den ersten zwo Strophen die Eintönigkeit ansieht, die er schon in der dritten und vierten verursacht. In der Ode an Pettius besteht die Strophe nur aus drey Zeilen, da eine vierzeilichte einer viel vollern Harmonie und eben der Ründe fähig ist. Die zweyte Zeile ist vielleicht zu kurz, oder schlösse doch besser die Strophe. Vielleicht wäre auch in der Ode an Melpomene, und in den andern von eben dem Sylbenmaße, der längere Vers glücklicher der erste, als daß er der zweyte ist.

Wenn diese Fragmente einer Abhandlung (denn ich kann es keine Abhandlung nennen) einigen Lesern von Geschmack einen bestimmtern Begriff von dem Sylben-

maße der Alten gemacht haben sollten, als sie bisher davon gehabt haben; so wird es ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich noch etwas von der Kunst Gedichte zu lesen, hinzusetze. Es ist mit Recht der zweyte Wunsch jedes Dichters, der für denkende Leser geschrieben hat, daß sie diese Geschicklichkeit besitzen möchten; eine Geschicklichkeit, die Boileau, der sie besaß, für so wichtig hielt, daß er dem glücklichen Vorleser den zweyten Platz nach dem Dichter anwies. Zu unsern Zeiten, da man so sehr aufgehört hat, sich aus der guten Vorlesung ein Geschäft zu machen, ist es genung, dieß wenige davon zu sagen. Zuerst müßten wir die Biegsamkeit unsrer Stimme, und den Grad ihrer Fähigkeit, den Wendungen und dem Schwunge des Gedanken mit dem Tone zu folgen, durch leichte und scherzhafte Prosa, kennen lernen. Hierauf versuchten wir die poetische Erzählung, und das Lied. Ein Schritt, der schwerer ist, als er scheint. Dann giengen wir zu dem Lehrgedichte, oder dem Trauerspiele fort. Hier würden wir finden, daß auch die sorgfältigste Reinigkeit der Jamben den Fehler der Eintönigkeit nicht ersetzen konnte; und daß sogar Jamben von genauerer Ausarbeitung, durch die immer wieder kommende kurze und lange Sylbe unvermerkt verführt, von der eigentlichen Aussprache mehr abwichen, als selbst diejenigen Hexameter, die mit weniger Sorgfalt

gearbeitet sind. Von den Jamben erhüben wir uns weiter zu den volleren Perioden der Redner. Wenn wir diese lesen könnten; so fingen wir mit dem Hexameter an. Wir brauchten hierbey seine prosodische Einrichtung eben nicht zu wissen: und da die Geschicklichkeit, die Redner zu lesen, vorausgesetzt wird; so dürften wir nur mit der gesetzten Männlichkeit, mit der vollen und ganzen Aussprache, und, wenn ich so sagen darf, mit dieser Reife der Stimme, den Hexameter lesen, mit der wir die Prosa lesen. Wollten wir die Prosodie des Hexameters noch dazu lernen; so würden wir dem gearbeiteten seine völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen; dem weniger sorgfältigen mehr Zierlichkeit geben; und des rauhen ganze Rauhigkeit aufdecken können. Wir würden auch durch diese Kenntniß bestimmter wissen, wie man den Vers zwar noch anders, als den besten prosaischen Perioden lesen; aber niemals in die schülerhafte Verstümmlung desselben verfallen müsse, durch welche die Stücke des Verses dem Hörer vorgezählt, und nicht vorgelesen werden. Zuletzt könnten wir uns mit den lyrischen Stücken beschäftigen, die dem Alcäus, der Sappho, oder dem Horaz gefolgt sind. Sollten einige ihrer Strophen, den Perioden des Hexameters, wenn er in seiner ganzen Stärke ist, und im vollen Strome fortfließt, auch nicht in Betrachtung der Vollkommenheit der poetischen

Harmonie überhaupt, gleich kommen; so sind wieder andre Strophen, die diesem nur sehr wenig nachgeben, und dann verschiedne, von einer Ründe, und von so zierlichen Feinheiten des Wohlklangs, daß man von der lyrischen Dichtkunst überhaupt sagen kann, daß sie am nächsten an die Musik gränze.

II.

Vom gleichen Verse.

Aus dem vierten Bande der Halleschen Ausgabe des Messias vom Jahre 1773.

Fragment aus einer Abhandlung vom Sylbenmaße.

Selmer.

Wir unterhielten uns zuletzt von den lyrischen Versarten der Alten, und einigen Nachahmungen derselben; ich will Ihnen itzt neue vorlesen, die mir zur Untersuchung sind mitgetheilt worden. Von andern schon bekannten neuen wollen wir zuletzt reden. Die Sylbenmaße des ähnlichen Verses nahmen ihren Hauptton aus Einer Klasse der Füße; die Sylbenmaße des gleichen Verses thun dieß nur selten; und wenn es geschicht, so verbinden sie mehr Füße der angeführten Art. Es ist der Strophe wesentlicher, daß sie jetzt steige, jetzt sinke, nun abwechsle, dann schwebe, oder auch übergehe. Ich muß mich erklären. Langsamkeit und Schnelligkeit haben Grade.

Wenn die Langsamkeit oder die Schnelligkeit zunimmt, so steigt die Strophe; und sinkt, wenn eine von beyden abnimmt. Wenn diese oder jene bald abnimmt, und bald zunimmt; so wechselt die Strophe ab. Bleiben sich die eine oder die andre von ungefähr gleich, so schwebt sie; und geht endlich von der Langsamkeit zur Schnelligkeit, oder von dieser zu jener über. Vielleicht giebt es noch mehr Arten Strophen; allein ich zweifle, daß hier Mehrheit und Schönheit vereinigt werden können.

Wir sprachen neulich von einer Schönheit des Rhyhtmus, die keine Beziehung auf Langsamkeit oder Schnelligkeit hatte, und die in gewissen verhältnißmäßigen, und dadurch gefallenden Sylbenstellungen bestand. Diese kommt bey meiner Eintheilung nicht in Betrachtung; aber dadurch sage ich gar nicht, daß sie den lyrischen Versarten nicht vorzüglich angehöre.

Werthing. Etwas müssen Sie uns doch auch hier davon sagen. Wenn z. E. die Bewegung zunimmt, und diese Schönheit des Rhythmus sich vermindert?

Selmer. Ich ziehe die Strophen vor, in denen beyde zugleich zunehmen.

Minna. Und wenn nun, bey dem Sinken der Strophe, der schöne Rhythmus stiege?

Selmer. So würde die Strophe dadurch gewinnen. Denn diese Schönheit des Rhythmus darf nur selten, etwa einiges Kontrastes wegen, vermindert wer-

den; aber das Nachlassen der Bewegung ist zum Ausdrucke gewisser Leidenschaften nothwendig.

Werthing. Meinen Sie, daß die Strophe vom Langsamen zum Schnellen, oder umgekehrt, auf Einmal übergehe?

Selmer. Dieß wäre kein Übergang mehr; sondern ein Sprung; und den dürfen nur Dithyramben thun.

Minna. Wie steigt die Strophe am besten?

Selmer. Eine der guten Arten des Steigens ist, wenn sie in den beyden ersten Versen zu schweben scheint; in dem dritten etwas, aber in dem vierten noch merklicher, als von dem zweyten und dritten, zunimmt.

Minna. Welche Art der Strophen ziehen Sie vor?

Selmer. Das würde uns sehr weit führen, wenn wir in diese Untersuchung hineingehn wollten. Vielleicht werden Sie selbst, wenn ich gelesen haben werde, nicht sagen können, welche Art Sie vorziehn?

Minna. Nun so werden Sie mir doch wenigstens sagen, welche Art der Abwechselung Sie vorziehn?

Selmer. Ich kann mich nun einmal auf das Vorziehn nicht einlassen; aber eine gute Abwechselung ist es, wenn sich der zweyte Vers leise, der dritte merklicher senket, und der vierte nicht zu stark wieder steigt; oder wenn der zweyte

und dritte Vers eben so steigen, und der vierte auf gleiche Weise sinkt.

Werthing. Die schwebende Strophe (ich stelle mir ihre Verse dabey von größerm Umfange vor, als lyrische Verse gewöhnlich haben) scheint mir eines sehr vollen Ausdrucks fähig zu seyn.

Selmer. Eines vollen Ausdrucks; aber nur von einfachen Gegenständen. So bald diese zu ihrem Inhalte gewählt werden; so ist die Strophe vortreflich. Doch es kann ja überhaupt keine Versart ihre Kraft recht zeigen, wenn sie dem Inhalte nicht angemessen ist.

Minna. Wenn in der schwebenden Strophe jeder Vers durch genug Veränderung der rhythmischen Schönheit (wir sprachen ja erst davon) von dem andern unterschieden ist; so denk' ich, muß ich ihr einen kleinen Vorzug geben. Ich glaube, die musikalische Deklamazion würde mich, wenn ich irrte, allein zurechtweisen können.

Werthing. Die musikalischen Rhythmen zu solchen Strophen, wie uns Selmer vorlesen wird, (ich kenne schon einige davon) fehlen uns noch. Die Rhythmusstellung unsrer Musik gleicht den Verhältnissen der Baukunst noch zu sehr; und es ist vielleicht noch lange hin, eh sie ein großer Komponist den Gruppen der Malerey ähnlich macht.

Selmer. Wir kämen zu weit ab, wenn wir uns auf die singende Deklamazion einließen. Ich werde mich bemühn, Ihnen die Bewegung der Strophen, die ich habe, durch die redende auszudrücken. Unterbrechen Sie mich nicht durch Anmerkungen. Sie können mir sie hernach machen. Wenn ich in Einem fortlese; so übersehen Sie die Mannichfaltigkeit des lyrischen Zeitausdrucks, welcher in diesen Strophen ist, desto leichter. Sie erinnern Sich doch noch, Minna: Alles, was die Sprache sagen kann, sagt sie, durch den Wortsinn, in so fern nämlich die Wörter, als zu Zeichen gewählte Töne, einen gewissen Inhalt haben, ohne noch dabey auf den Klang, und die Bewegung dieser Töne zu sehen; durch den Zeitausdruck, in so fern die Bewegung, und durch den Tonausdruck, in so fern der Wohlklang ausdrücken hilft.

Minna. Ob ich mich erinnere? Ich soll keine Anmerkungen machen. Aber ein paar Fragen werd' ich doch wohl thun dürfen.

Selmer. Kurze denn wenigstens; wenn's nicht anders seyn kann.

Minna. Lassen Sie mich mit einsehn.

Selmar. Damit Sie die übergeschriebnen Sylbenmaße recht beurtheilen, muß ich Ihnen sagen, daß die Komma die Verse in ihre Rhythmen abtheilen. Theilt man anders ab; so macht man, ob gleich eben die Reihe Längen und Kürzen bleibt, eine ganz andre

Strophe. Die Bildung derjenigen, welche der Erfinder im Sinn hatte, wird zerstört. Doch dürfen, der Mannichfaltigkeit wegen, bisweilen einige Veränderungen des Rhythmus gemacht werden. Es ist genug, wenn die Strophe bey der Wiederholung, ihren Hauptcharakter nur nicht verliert. Die untergesetzten veränderten Längen oder Kürzen zeigen an, daß der Dichter sie manchmal brauchen dürfe; doch unter der Bedingung, daß der Fuß beynahe derselbe bleibe; und dieß geschieht, wenn er Wortfuß ist.

Schnelle, steigende Strophen.

1.

⏑ ⏑ — — — ⏑ —, — ⏑ ⏑ —,
      ⏑
⏑ ⏑ — — — ⏑ ⏑ —, — ⏑ —,
      ⏑
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑, — ⏑ —,
      ⏑   —
— ⏑ —, — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ ⏑ —.

Da der Gottmensch: Werde Welt! rufte, da ward,
Wie der Thau träuft, zahllos ihr Heer, die er schuf,
Daß ihr Heil stets sich erhöbe. Allen rief
Er vom Kreuz höheres Heil, ewiges herab!

2.

∪ — ∪ ∪ —, — ∪ —,
∪ ∪ — ∪ — —, — ∪ ∪ —;
∪
∪ — ∪ ∪ — — ∪ ∪ —,
∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —.

Er betet, da stürzt hoch herab
Ein Gebot vom Thron her, Flammen herab!
Das Opfer versank schnell in der Gluth,
Und die Wasser am Altar brannten in die Höh'.

3.

∪ — ∪ — ∪, — ∪ ∪ — ∪ —,
— — ∪
∪ — ∪ — ∪, — ∪ ∪ — ∪ —,
— — ∪
— ∪ ∪ — ∪ —,
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —.

Dann heiß ich's kommen! Städte von Mauern hoch
Und Hügeln, fallen öde zur Trümmer hin!
Scham, und des Todes Furcht
Senkt zur Erde des Streitenden Arm!

4.

∪ — ∪ ∪ —, — ∪ —, — ∪ ∪ —,
∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ ∪ —, — — ∪
∪
∪ ∪ — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ — ∪ —,
∪
∪ ∪ — —, ∪ ∪ — —, ∪ ∪ —.
∪

Ertönet sein Lob, Erden, tönt's, Sonnen, Gestirn'!
Ihr Gestirn' hier in der Straße des Lichts, hallt's feyernd
Des Erlösenden Lob, siehe des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

5.

— — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ —, — — ∪ ∪ —,
∪
∪ — — ∪ ∪ — ∪, — ∪ ∪ ∪ — ∪ —,
∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ —,
∪ — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —.

Aussaat, o wie reif schimmerst du her! Laut ruft im Gefild
Die Heerschaar zu der Ernte! Selige, die, Glanz zu Glanz,

Der Vollender sammelt, wie nimmt
Des neuen Äons Herrlichkeit euch auf!

Schnelle, abwechselnde Strophen.

1.

— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑,
— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑,
⏑
— ⏑ — ⏑ ⏑ —, ⏑ — ⏑,
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —.

Zema, du kamst! töne das Lied zu dem Psalter,
Zema, du kamst! so ergieße, durch des Festes
Lauben, sich der Gesang des Bundes,
Zema, du starbst, und erstandst!

2.

⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —, ⏑ — ⏑
—
— ⏑ ⏑ — — —, — ⏑ ⏑ —
⏑
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —,
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑.
⏑

Labyrinth war, Erben, der Weg an dunkeln
Felsen empor; Grabnacht hüllt' ihn auch ein:
Das Blut der Entsündigung rann:
Und Gericht hält, wer erlöst ward!

Minna. In welchen Versen wechselten diese beyden Strophen ab?

Selmer. Jede in dem dritten. Die erste ließ in diesem Verse ein wenig an Schnelligkeit nach; die andre nahm auf gleiche Weise zu.

3.

— — ◡̄ ◡ — —, ◡ ◡ — —, — — ◡,
— ◡ ◡
— ◡ —, ◡ ◡ — ◡ —, ◡ ◡ — ◡ —,
◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ —
◡
◡ — ◡ — —, ◡ ◡ — ◡.
—

Gott sey und dem Lamm sey, das erwürgt ward, Anbetung!
Jubelpreis dem erhabnen Sohn! Du entriefst der Nacht
Der Verwerfung, die der Tod traf! o wir sind
Entflohn dem Abgrund des Verderbens!

4.

— ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —,
— ∪ ∪ —, — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —,
— ∪ —, ∪ ∪ — ∪ — ∪ ∪ ∪ —,
— ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —.

Ach zu dem Triumph schweben wir empor,
Engel, und ihr, Erben des Lichts, kommen zu des Sohns
Himmelsgesang! Du o Tod, du Flug zu dem Genuß!
Gräber, und ihr Graun, Wonne seyd ihr, Himmel und
sein Heil!

5.

∪ ∪ — ∪, ∪ ∪ — ∪, ∪ ∪ ∪ —,
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —,
— — ∪, ∪ ∪ —,
∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ —.

Wie die Freude, wie die Wonne, wie des Triumphs
Inniges, jauchzendes, heiliges Lied
Nachhallen? wie den Preis
Der Vollendeten am Thron?

6.

— ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —, ∪ ∪ —,
— ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ ∪ —, — ∪ —,
— ∪ —, ∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ —,
— ∪ ∪ ∪ ∪ —, — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ ∪ —.

Schwinge dich empor, Seele, die der Sohn zu des Lichts
Erbe sich erschuf! selige, die versöhnt Jesus hat!
Sing ins Chor der Vollendeten am Thron!
Stammelten sie nicht auch Laute, wie du, bebenden Gesang?

Der Schluß des zweyten und der Anfang des dritten Verses machen in dieser Strophe die *Abwechselung* aus. Wenn der zweyte mit einem Daktylus schlösse, und der dritte in Einem fortliefe, so nämlich: — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ —, so würde die verminderte Schnelligkeit unmerklich seyn, und die alsdann zu schnelle Strophe zu den *steigenden* gehören.

7.

— ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ,
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —,
⏑ ⏑ — ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑,
⏑
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ —.

Donnr' es, o Gesang, in der Nacht
Schrecken hinab, zu Gehenna's Empörer hin:
Die am Staub' einst Elend, und der Tod traf,
Sie erwachen zu dem Schaun.

8.

◡ — —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ —
◡ ◡ —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ —
◡

◡ ◡ —, ◡ ◡ — — —, ◡ ◡ —
◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, — ◡ ◡ —.
◡ ◡

O Aufgang aus der Höh', o des Herrn Sohn! du o Licht
Von dem Licht, der erlöst hat, doch dereinst auch auf den Thron
Des Gerichts mit der Wagschal' steigt, und es wägt,
Was gethan hat, wem umsonst floß Golgatha's Blut.

Langsame, steigende Strophe.

◡ ◡ — — ◡, ◡ — — ◡ ◡ — — ◡,
— — ◡, ◡ — — ◡, ◡ — — — ◡,
◡ ◡ — — ◡, ◡ — — ◡ — — — ◡,
◡ — — ◡, ◡ — — ◡, ◡ — — — —.
◡

O der Angst Stimme, die herrufend vom Abgrunde
Dumpf tönet', aus Staubwolken zu Licht aufklagte!
Und nunmehr sterbend noch graunvoller schwieg, furchtbarer,
Verstummt, schrecket', als hinsinkend sie Wehklag' ausrief!

Langsame, sinkende Strophe.

— ◡ —, — ◡ —, — — ◡
— — ◡, — — ◡ — ◡ —,
◡ ◡ — —, — ◡ — ◡ —,
— ◡ —, — ◡ —, ◡ ◡ — ◡.

Meer, du standst! Gott gebot's! Tagwolke,
Nachtwolke schwebt' hinten nach dem Heer
Des Gesetzvolks. Gott erschreckt', und traf
Pharao's Roß und Mann von der Wolke.

Langsame, abwechselnde Strophen.

1.

◡ — — ◡, ◡ — — ◡, ◡ — — — ◡,
— — ◡, ◡ — — — ◡, ◡ — — — ◡,
◡ — — — — ◡, ◡ ◡ — — —,
◡ ◡ —, — ◡ ◡ — — ◡, — ◡ —.

Posaunrufen der Heerlager, die ernstanbetend
Fortzogen, umscholl wehdrohend der Palmstadt Thürme:
Der Todstag kam dunkel, und des Herrn Heer zog
Und es sank fürchterlich aufdonnernd Jericho!

2.

— — ⏑ ⏑, — — ⏑ ⏑, — — ⏑ ⏑, — — —,
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — — —,
⏑ ⏑ — — ⏑ —, ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ ⏑ — — —.

Selbstständiger! Hochheiliger! Allseliger! tief wirft, Gott!
Von dem Thron fern, wo erhöht Du der Gestirn' Heer schufst,
Sich ein Staub dankend hin, und erstaunt über sein Heil,
Daß ihn Gott hört in des Gebeinthals Nacht.

3.

— — ⏑, — — ⏑, — — ⏑,
⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —,
⏑
⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —.
⏑
— — ⏑, — — ⏑.

Geh unter, Stadt Gottes, geh unter!
In Kriegsschreyn! in Rauchdampf! und Gluthstrom!
Versink', ach! die des Herrn Arm von sich wegstieß,
Sey Trümmer, Stadt Gottes!

4.

∪ — —, ∪ ∪ — —, — — ∪ ∪,
∪

∪ ∪ — —, — — ∪ ∪ — ∪ ∪,
∪ ∪ — ∪ ∪ — —, — — ∪ ∪
∪ — —, ∪ ∪ — — —.

Die Gott rächt, in Gestirnglanz, Glückselige,
In des Heils Kleid, ausduldende Märtyrer,
Zu dem Erb' in dem Lichtreich, kommt freudig ihr,
Die Gott rächt, von dem Nachtthal her!

5.

∪ — —, ∪ — —, ∪ — — —,
∪ — —, ∪ ∪ — —, ∪ ∪ — — —
∪ ∪ — —, ∪ ∪ — —,
∪

∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — — —.

Sie sind's, ach! die wehdroh'nd der Aufruf schreckt,
Sie stehn auch von dem Tod' auf! O verschlöß Nacht stets
Und das Graunthal der Verwesung
Die des Throns Ausspruch in den Abgrund stürzt!

Schnelle, schwebende Strophe.

— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑,
— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑,
⏑
— ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — —, — ⏑ ⏑ —,
⏑
⏑ ⏑ — ⏑, — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —.

Liebe des Sohns, himmlisches Heil, dem Verstande
Göttliches Licht! vom Altar Gluth dem Gefühle!
Tag, der erwacht, in das Meer nicht unterzugehn,
Der Erlösten ewiger Tag, Liebe des Sohns!

Die Bemerkung des Ohrs muß oft sehr fein seyn, die den Unterschied, zwischen der abwechselnden Strophe, und der Strophe des übergangs macht. Ich würde, wenn ich nicht in Gesellschaft so genauer Untersucher wäre, einige der letzten Art abwechselnd nennen. Die Strophen des übergangs sind sich darin unähnlich, daß der übergang, bald durch einen oder zwey Verse, bald auch nur durch Einen Rhythmus; bald aber in jedem Verse durch veränderte langsamere oder schnellere Rhythmen, gemacht wird. Ich verlange eben nicht, daß Sie, indem ich vorlese, an dieses alles denken sollen; es ist mir genug, wenn Sie nur auf den Eindruck Acht haben, den die Bewegung der

Strophen auf Sie macht. Gleichwohl will ich die, welche in jedem Verse **übergehn**, zuletzt lesen. Diese Strophen sind, in einer gewissen Betrachtung, **schwebend**. Bey den eigentlichen **schwebenden** Strophen bleibt sich entweder die Schnelligkeit oder die Langsamkeit gleich; und bey jenen das **übergehende**. Doch sparen Sie diese, und alle andre Anmerkungen für die zweyte Lesung auf; und hören jetzt.

Übergehende Strophen.

1.

— ◡ — ◡ —, — ◡ —
— ◡ —, — ◡ —, — ◡ —,
◡ — — ◡ ◡ —, ◡ — ◡ —
◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ —.

Fanget bebend an, athmet kaum
Leisen Laut; denn es ist Christus Lob,
Was zu singen ihr wagt. Die Ewigkeit
Durchströmt's, tönt von Äon fort zu Äon!

2.

— —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, — — ◡,
— ◡, — ◡ —, — ◡ ◡ —,
◡ ◡ — —, ◡ ◡ — ◡,
◡ ◡ —, ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —.

Gott sey, ja dem Sohn sey, der zu Gott geht, Anbetung!
Werft die Krone, werft, Engel, auch ihr
In Triumphgange die Palme,
Daß der Herr sie euch gab, nieder am Thron!

3.

∪ ∪ — ∪ ∪ —, — ∪ ∪ — ∪ ∪,
∪ — —, ∪ ∪ —, — — ∪ —,
∪ — —, ∪ ∪ — —, — ∪ ∪ —,
∪ ∪ — —, — — ∪ ∪ — ∪ ∪ —.

Sie versinkt, sie versinkt Babel! Der Täuscherin
Gefüllt ist mit Gifttrunk, schnelltödend schäumt
Ihr Kelch auf! O es füllt dir, Babel, dafür
Des Gerichts Kelch vollmessend, der wieder vergilt!

4.

∪ ∪ — —, ∪ ∪ — —, ∪ — — —,
— ∪ ∪ —, ∪ ∪ ∪ — — — ∪ ∪ ∪ —,
∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — — —,
∪ ∪ ∪ — — —, ∪ ∪ ∪ — — —.

Wo erhöht Er in dem Lichtreich, im Glanz thront, dort
Stieg er herab, und den Gerichtsruf donnerte sein Heer!
Und die Grabnacht gab, die sie wegnahm, her,
Da des Gerichts Ruf tönt', und das Gebirg einsank.

5.

— ∪ —, — ∪ —, ∪ ∪ — — —,
∪ — —, ∪ — —, ∪ ∪ —
∪
∪ — —, ∪ — —, — ∪ ∪ —,
— ∪, — — ∪, — — ∪, — ∪ ∪ ∪ —.

Todt', erwacht! Todt', erwacht! Der Gerichtstag hallt's,
Der Aufruf der Erndter, das Gefild
Ertönt froh; der Staub hört's da, wo er sanft
Schlummert, hinschallen; Schutzengel rufen ins Gericht!

6.

∪ — —, ∪ — —, ∪ ∪ — ∪,
∪ — —, ∪ ∪ — —, ∪ ∪ — ∪,
∪ ∪
∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —,
∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ —, ∪ ∪ —.

Ihr lieft nicht die Laufbahn des Erdulders,
Des Pilgers, da hinab nicht, wo der Tod war!
Ihr Unsterblichen, sahet das Grab
Nicht eröffnet und gefüllt mit Gebein!

7.

◡ — — ◡, — ◡ — ◡ — ◡ —,
◡ ◡ — — ◡, — ◡ — ◡ ◡ —
◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ —
◡ — — ◡, ◡ — ◡ ◡ — — —.

Gerichtsdonner, ach zu furchtbar tönest du
In die Grabmahle! Längrer, ewiger Schlaf
Ist ihr Flehn; aber sie kommen aus der Nacht
Und wehklagen: O falle, Gebirg, deck' uns!

8.

◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ — —, ◡ ◡ — ◡,
◡ ◡ ◡ — —, ◡ ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —,
◡
◡ — — —, ◡ ◡ — — —, ◡ ◡ — — —,
◡ ◡ — — —, ◡ ◡ ◡ — — —, ◡ ◡ — — —.

Da ihr Gang Flug, und ihr Ausruf Gesang ward der Entzückung,
Da vom Gefild' her sich ihr Triumphzug zum Gerichtsthron

Emporschwang, nahm zu dem Erb' auf Er, den am Kreuz
Gott sah,
In das Lichtreich auf, die des Altars Blutruf vom Gericht
lossprach!

9.

— — ⏑, ⏑ — — ⏑, ⏑ — — ⏑, ⏑ — — —
— — ⏑, ⏑ — — ⏑, ⏑ — — ⏑, ⏑ —, — ⏑ —,
⏑ — —, ⏑ — — — ⏑, ⏑ — — —,
⏑ ⏑ — —, — ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — — —.
⏑

Wehklagen, und bang Seufzen vom Graunthale des Ab-
grunds her,
Sturmheulen, und Strombrüllen, und Felskrachen, das
laut niederstürzt',
Und Wuthschreyn, und Rachausrufen erscholl dumpf auf!
Wie der Strahl eilt, schwebten wir schnell, und in Weh-
muth fort.

10.

⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — — —,
⏑
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ — — —,
⏑
— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — — —,
— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ ⏑ — — —.

Um Thron rollt die Heerschaar, als göß sie ein Meer weit aus,
Des Gerichts Bücher voll Ernst auf; und die Glanzschrift erschreckt fernher!
Eilet empor, Erstlinge, schwebt den Triumphsflug, kommt,
Richtet mit dem, welchem sich die Höh', und das Gebeinthal bückt!

11.

—
⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —,
⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑,
—

— ⏑ — ⏑ —, — ⏑ ⏑ —,
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ ⏑ —.

Begleit' Ihn zum Thron auf, o Lichtheer,
Mit der Harf' Ihn, der Posaunhall, und dem Chorpsalm,
Jesus, Gottes Sohn! Menschlich ist Er!
Gnädig! das rufest du laut, blutiger Altar!

12.

— ◡ —, ◡ ◡ — —, — ◡ —,
◡

◡ — —, ◡ — —, ◡ ◡ — —,
◡

◡ — —, ◡ ◡ — —, — ◡ —,
— ◡

— — ◡, — — ◡, — ◡ ◡ —.

Goldpalast, und bemoost Dach stürzen ein!
Im Erdgrab', und Weltmeer, wer entschlummert
Schon lang lag, der erwacht; wer lebet, hört
Graunvolles Erdbeben, stirbt! und erwacht!

13.

◡ ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ — ◡ ◡ —,
—

◡ ◡ —, — ◡ — —, — ◡ ◡ ◡ —,
— — — ◡

◡ — —, ◡ — —, ◡ — —, ◡ ◡ — ◡,
◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ —, — —, — ◡ ◡ —.
◡

O sie kommen herauf! Mühsam wandelten sie
In des Tods bangem Nachtpfad: glückliche, befreyt,

Entflohn sind sie weit weg vom Elend! und Entzückung
Ist ihr Weinen da herauf, Wehmuth himmlischer Ruh!

14.

— ⏑ —, ⏑ ⏑ —, — ⏑ —,
— ⏑ —, ⏑ ⏑ — —, — ⏑ —,
⏑
⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, — ⏑ —,
⏑
⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ ⏑ — — —.
⏑

Ernst ist er des Gerichts dunkler Tag;
Todesgang und des Sturms Flug eilt des Herrn
Gerichtstag! Prophezeyung gegen sie,
Bewölkt einst, Prophezeyung, wie erfüllt Gott dich!

15.

⏑ ⏑ —, — — — — ⏑ —,
⏑ ⏑ ⏑ —, — — — — — ⏑ —,
— ⏑ ⏑ ⏑ —, — ⏑ —, — ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ —,
— ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —, — ⏑ —, — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —.

Das Gewand weiß, bluthell hob zum Thron
Sie sich empor, stand ernst, anschaunselig da,

Schimmerte die Braut! Sanften Ton, festliche Melodien,
Freudigeres Gefühl, strömtet ihr, Donnerer, in dem Gericht!

Von der ionischen Versart.

Selmer. Sie kennen den schönen Rhythmus des Jonikus. Ich habe eine mir mitgetheilte Versart nach ihm genannt. Ein großer Dichter könnte ihr, durch ein Gedicht von vielem Inhalte, seinen Namen geben; und so würde ich gar nichts dawider haben, wenn sie ihre griechische Benennung verlöre. Ihr Schema ist:

∪ — —	∪ ∪ — —	∪ ∪ — —	∪ ∪ — —	∪ — ∪
∪ ∪ —	∪ ∪ —	∪ ∪ —	∪ — —	—
	∪ — —	∪ — —		

Der Jonikus ist der herrschende Fuß; nach ihm kommen der Anapäst und der Baccheus von ungefähr gleich oft vor. Da die beyden ersten schon so viel Bedeutung haben, so durfte ein Dritter, nur unter der Bedingung einer großen Ähnlichkeit mit dem herrschenden, hinzukommen.

Werthing. Aber warum wurde, eben dieser Ähnlichkeit wegen, der Baccheus nicht zum zweyten nach dem herrschenden gemacht, und der Anapäst merklich seltner gebraucht?

Selmer. Weil die Versart auf diese Weise eintönig geworden wäre. Der Jonikus ist nicht in der ersten Abtheilung; weil er sonst zu oft vorkommen, und also zu stark würde gehöret werden. Der vierte ist ohne den Anapäst, weil der Schluß des Verses den Hauptton der Versart haben soll. Der Baccheus darf nur selten für den Jonikus in der vierten Abtheilung gesetzt werden; es muß aber auch nicht zu selten geschehn, damit der Schluß des Verses zwar merklich, aber auch nicht eintönig sey. So oft nach der Regel, und nach der Erlaubniß, ähnliche Füße mit einander abwechseln zu lassen, der Didymäus für den Jonikus steht, (in der vierten Abtheilung steht er niemals) so ist er allezeit ein Wortfuß, damit er dem Verse seinen Hauptton nicht nehme. Überhaupt sind die Füße in dieser Versart oft Wortfüße. Ihr schnellster Vers ist:

◡ ◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — —, ◡ — ◡

O entfleuch zum Gebein, ins Gefild, wo die Schlacht
schweigt, Erobrer

der langsamste:

◡ — —, ◡ — — ◡, — —, ◡ ◡ — —, ◡ — —

Und ruf dort dir selbst, Würgen, Weh zu, daß des Herrn
Zorn nicht donnernd

und vielleicht der schönste:

◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — —, ◡ — —

Dir aufsteh, du den Wehruf des Gerichts von dem Thron
her nicht todt hörst.

Werthing. Zu dem Schlusse eines Verses scheinen mir sieben Sylben, davon noch dazu viere lang sind, zu viel zu seyn. Man höret nur den letzten Fuß als Schluß.

Selmer. Es kommt nur darauf an, daß der Jonikus vor dem letzten Fuße gewöhnlich wieder gehört werde. Ob Sie diese beyden letzten Füße den Schluß, oder die letztere kleinere Hälfte des Verses nennen, entscheidet in Absicht auf seinen Rhythmus nichts.

Werthing. Der ionische Vers scheint mir ein wenig zu lang zu seyn.

Selmer. Ich vermuthe, daß Sie den Hexameter zum längsten Verse annehmen, der gemacht werden darf. Wenn dieß der Entscheidungsgrund seyn soll, so ist der ionische Vers zu lang. Der Hexameter hat, wie Sie wissen, beständig vier und zwanzig Zeiten; der ionische wechselt von acht und zwanzig bis zu zwey und zwanzig ab. Wenn er Inhalt hat, und nicht bloß wegen seines starktönenden herrschenden Fußes eine gewisse Fülle der Deklamazion erfodert; so scheint er mir nicht zu lang zu seyn.

Werthing. Man könnte, deucht mich, auch das an ihm tadeln, daß er nicht beständig eben dieselben Zeiten hat.

Selmer. Tadeln Sie es an Sophokles Verse, daß seine Abwechselungen von ein und zwanzig bis zu achtzehn zurückgehn? oder an den andern Sylbenmaßen

der Griechen, die wir mit einander untersucht haben, daß die Zahl ihrer Zeiten ungleich ist?

Werthing. Wenigstens ist es ein Vorurtheil gegen die ionische Versart, daß die schönste Versart der Griechen, ihre epische, in jedem Verse gleiche Zeiten hat.

Selmer. Ich glaube nicht, daß der Erfinder des Hexameters an die Gleichzeitigkeit seiner Füße gedacht hat. Sie wird nur von denen, und zwar nur einigermaßen gehört, welche die Anmerkung, daß sie da ist, gemacht haben. Was sagen Sie, Minna? scheinen Ihnen diese beyden Verse, die im Homer auf einander folgen, gleichzeitig zu seyn.

‿ ‿ – – ‿ ‿ – ‿ ‿ – – –

Tlâton gar moirai thûmon theson anthroopoisin.

– – – – – –

Avtar hog' Hektora dion epei philon âtor apûura!

Minna. Mir scheint der erste viel länger zu dauern, als der zweyte.

Werthing. Aber bey Versen, die nicht so sehr kontrastiren, als diese, ist die Gleichzeitigkeit merklicher.

Selmer. Ich habe Ihnen schon zugestanden, daß diejenigen, welche die Anmerkung gemacht haben, die gleichen Zeiten einigermaßen hören können. Aber ich frage Sie: denken Sie daran, wenn Sie den Homer deklamiren?

Werthing. Das thu' ich freylich nicht.

Selmer. Überhaupt seh' ich die Gleichzeitigkeit des Hexameters nur als eine Mannichfaltigkeit weniger an. Ich würde sie ein zu künstliches Ebenmaß nennen, wenn sie merklicher wäre.

Werthing. Nicht jede Mannichfaltigkeit ist eine Schönheit.

Selmer. Aber diejenige, nach welcher die Verse ungleiche Zeiten haben, ist es deswegen, weil sie etwas dazu beyträgt, daß der poetische Periode nicht immer in gleiche Absätze getheilt wird. Die Regel, daß der Künstler die Kunst verbergen müsse, fodert hier die Verbindung der Ähnlichkeit mit der Gleichheit. Sonst muß ich ~~von~~ von dieser Versart noch anmerken, daß sie durch ihren starken Rhythmus nahe ans Lyrische gränzt.

III.

Neue Sylbenmaße.

Aus den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst." Hamb. b. Herold, 1779.

III.

Neue Sylbenmaße.

Aus den Fragmenten über Sprache und Dichtkunst. Hamb. b. Herold, 1779.

Fragment.

Selmer.

Der Anapäst, den ich nur sparsam in der tragischen Versart brauchen durfte, hat einen so schönen Gang, daß er verdient in einer andern der herrschende Fuß zu seyn. Ich gebe ihm den Baccheus zum Begleiter, weil dieser das Feuer desselben, ohne es zu unterdrücken, am besten mäßigt.

Das Schema der anapästischen Versart ist:

⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ —.
⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —.

Sie sehen gleich, daß der schnellste Vers dieses Sylbenmaßes folgender ist:

⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — ⏑ —.

Es erscholl vom Gebirg in der Nacht ein geflügelter Donnerruf.

Und der langsamste:

⏑ — — ⏑, — —, ⏑ — — ⏑, — — ⏑, ⏑ —, ⏑ —.

Da lautheulend Sturmwind' an Felsklüften herbraustfen, und Schlag auf Schlag

Vielleicht hat dieser den schönsten Tonverhalt:

⏑ ⏑ —, ⏑ — —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ — ⏑, ⏑ — ⏑ —.

Und er sang, was stillsteh'nd der Eurot, von Apollo, der Schäfer war.

Oder der:

⏑ ⏑ —, ⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — ⏑, ⏑ —, ⏑ —.

Mit dem Wehn des Palmbaums in gelehrigen Hainen entzückt vernahm.

Werthing. Für welche Materien würden Sie diese Versart vorzüglich bestimmen?

Selmer. Für alle, die mit einem gewissen feurigen Ernste müssen ausgeführt werden. Überhaupt gehört sie nur für eine Ausführung, die starke poetische Farben hat.

Weil Sie doch so vielwissend in der Kenntniß des Sylbenmaßes geworden sind, Minna; so will ich Sie eine andere Versart, die ich habe, entdecken lassen. Hören Sie, und sagen Sie mir das Schema derselben.

Wenn der Morgen in dem Mai mit
der Blüthen erstem Geruch erwacht;
So begrüßet ihn entzückt vom bethauten Zweige
des Walds Gesang,

So empfindet, wer in Hütten an dem Walde
wohnet, wie schön du bist,
Natur! Jugendlich hellt sich des Greises Blick,
und dankt! Lauter freut
Sich der Jüngling. Er verläßt mit des Rehes
leichterem Sprung den Busch,
Und ersteigt bald den erhöhteren Hügel, stehet
und schaut umher,
Wie Aurora mit dem röthlichen Fuß auf
die Gebirge tritt,
Und den Frühling um sich her mit dem Wehn
der frühen Luft sanft bewegt.

Wenn der Morgen des Decembers in
des Frostes Düften erwacht, und glänzt;
So begrüßet ihn mit Hüpfen von
dem Silberzweige der Sänger Volk,
Und ersinnet für den künftigen Mai
neue Gesänge sich,
So empfindet wer in Hütten auf dem Lande
wohnet, wie schön du bist,
Natur! Munter erhellt sich des
gestärkten Greises Blick! Mehr noch fühlt
Sich der Jüngling. Er enteilt mit des Rehes
leichterem Sprung dem Heerd,
Und im Laufe zum besternten Landsee, blickt
er umher, und sieht,

Wie Aurora mit dem röthlichen Fuß halb
im Gewölke steht,
Und der Winter um sich her das Gefild
mit Schimmer bedeckt, und schweigt.
O ihr Freuden des Decembers! Er ruft's, säumt
nicht, betritt den See,
Und beflügelt sich mit Stahle den Fuß. Ein
Städter, sein Freund, verließ
Den Kamin früh. Er entdeckt von dem hohen Roß
in der Ferne schon
Den Landmann, wie er schwebt, und den Krystall
hinter sich tönen läßt.
O ihr Freuden des Decembers! so ruft
der Städter nun auch, und springt
Von dem Rosse, das in Wolken des Dampfes
steht, und die Mähne senkt.
Jetzt legt auch die Beflüglung des Stahls der
Städter sich an, und reißt
Durch die Schilfe sich hervor. Sie
entschwingen, Pfeilen im Fluge gleich,
Sich dem Ufer! Wie der schnellende Bogen
hinter dem Pfeil ertönt,
So ertönt das erstarrte Gewässer hinter
den Fliegenden.
Mit Gefühle der Gesundheit durchströmt die
frohe Bewegung sie,

Da die Kühlungen der reineren Luft ihr
eilendes Blut durchwehn,
Und die zarteste des Nervengewebs Gleichgewicht
halten hilft.
Unermüdet von dem flüchtigen Tanze schweben
sie Tage lang,
Und musiklos gefällt er. Wenn am Abend
rauchender Winterkohl
Sie geletzt hat, so verlassen sie schnell die
sinkende Gluth des Heerds,
Und beseelen sich die Ferse, die Ruh der
schimmernden Mitternacht
Durch die Freuden des gewagteren Laufs zu
stören. Sie eilen hin,
Und verlachen, wer noch jetzt bey dem Schmause
weilet, und schlummernd gähnt.
Die Gesünderen und Froheren wünscht der
kennende Zeichner sich,
Und vertauschte das gelohnte Model gern mit
dem freyeren!

Da der Weichling Alzindor so gesprochen,
gürtet er fester noch
Sein Rauchwerk! Und die Flamme des Kamins
schwinget noch lärmender
In dem neuen Gehölze sich empor! Dicker
und höher steigt,

Aus der vollen unermeßlichen Schale, duftend
von weißem Rack
Der Punschdampf! An des Schwätzenden Stahlen
naget indeß der Rost!

Minna. Ihr Blatt. Ich muß es selbst durchlesen. Haben Sie die Versart schon heraus, Werthing?

Werthing. Es kommt mir so vor.

Minna. Wenn Sie Ihrer Sache gewiß sind; so schweigen Sie. Dieß ist Ihre Versart, Selmer. Je gewisser ich meiner Sache zu seyn glaube, desto weniger müssen Sie mich auslachen, wenn ich's nicht getroffen habe; sonst werde ich böse, und nicht in Scherze böse.

Werthing. Es ist mir sehr angenehm, daß Sie es nicht in Scherze werden wollen; aber schreiben Sie.

Minna. Noch einen Augenblick.

⏑ ⏑ — ⏑, ⏑ ⏑ — ⏑, ⏑ ⏑ — ⏑, — ⏑ ⏑, — ⏑ —.
⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ —, — ⏑ —, — ⏑ —.
⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —.

Der Didymäus ist der herrschende Fuß, (an dessen Stelle, der Ähnlichkeit wegen, der Jonikus auch wohl einmal gesetzt wird) der Anapäst derjenige, der am oftesten mit ihm abwechselt; der Baccheus, der am seltensten vorkömmt. Der gewöhnlichere Ausgang ist der Daktyl und Kretikus.

Selmer. Heiners, wollen Sie Richter seyn: Ob ich Minna böse machen kann? Da haben Sie unsre beyden Blätter.

Heiners. Ich muß Ihnen gestehn, daß ich nicht genau genung Achtung gegeben habe.

Minna. Oder haben Sie vielleicht noch eine andre Ursache, daß Sie den Ausspruch nicht thun wollen?

Heiners. Lassen Sie mir wenigstens etwas Zeit.

Minna. Ich kann das nicht abwarten. Sagen Sie mir, Selmer, hab' ichs getroffen, oder nicht?

Selmer. Ich wollte jetzt, ich hätt' es nicht schon so oft gesagt, daß Sie eine sehr angenehme Zuhörerin sind.

Minna. Wenn ich jemals Dichterin werde, so zieh' ich diese Versart gewiß andern vor. Erst, welche Schnelligkeit, so oft drey kurze Sylben hinter einander; und dann hält man diese Schnelligkeit doch auch durch den Baccheus, und den doppelten Kretikus des zweyten Ausgangs auf.

Selmer. Die Anmerkungen, die ich noch darüber zu machen habe, sind ungefähr diese: Der Bac-

cheus darf niemals auf den Didymäus folgen, um die Gleichheit mit dem Schlusse des Hexameters zu vermeiden. Der herrschende Fuß muß wenigstens einmal in jedem Verse vorkommen. Ich nenne dieß Sylbenmaß nach diesem Fuße das päonische.

*

Lyrische Sylbenmaße:

— ⏑ ⏑ —, ⏑ — ⏑ —,
⏑ — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ —,
⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ — ⏑,
⏑ — —, ⏑ ⏑ — ⏑.

Klang des Gefühls, du labest mich
Zum neuen Gesang immer noch ein!
O des Hains Quelle, Siloa*,
Die stillstehnd bey der Harfe

⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —,
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —,
⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —,
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —.

Zu der Schlacht, zum Sieg' heran! Der Gespielen
Schwert
Beströmte schon Blut! Heran! zum Tode vielleicht.
Sie trauert nicht des Geschreckten Mutter; es weint
Die edle Thräne gern, die den Kühnen gebar!

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — — ∪,
∪ ∪ —, ∪ ∪ —, — — —
∪
— ∪ ∪ — ∪ — ∪,
—
∪ — —, ∪ — —, ∪ ∪ — ∪.

Endlich stürzte das Wetter den Schlag furchtbar
In das Meer! und der Strahl zückt' hoch her!
Aber noch schwieg das Meer stets;
Und bleich sah der Steuermann zu der Wolk' auf.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — ∪ ∪, — ∪ ∪ —, ∪ ∪ — —,
— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪,
— ∪ —, ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪,
— ∪ ∪ ∪ — ∪ ∪ — — —.

Schrecklich erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar!
Jeden entflammt in des Angriffs Zorn des unsterblichen Namens
Heißer Durst; und je blutiger einem die Wunden strömten,
Desto triumphirender drang der ein!

IV.

Vom deutschen Hexameter.

Aus dem dritten Bande der Halleschen Ausgabe des Messias v. J. 1769.

Fragment aus einer Abhandlung vom Sylbenmaße.

Selmer.

Die Regel unsers Hexameters ist, den Daktylus öfter als den Trochäus, und diesen, als den Spondeus zu setzen. Wir dürfen den Daktylus nicht so oft, als die Griechen, brauchen, weil der Trochäus nicht so langsam als der Spondeus ist, und weil dieser, als der dritte Fuß der Versart, zu selten vorkommt, dem öfter wiederholten Daktylus das Gleichgewicht zu halten. Sie werden mir zugestehen, daß unser epischer Vers mannichfaltiger, als der homerische sey: Ich nenne den Hexameter der Alten so, weil ihn Homerus schöner gemacht hat, als irgend ein Grieche oder Römer; aber Sie werden mir vermuthlich Partheylichkeit Schuld

geben, wenn ich auch den Rhythmus unsers Hexameters vorziehe.

Werthing. Ich läugne es Ihnen nicht, daß Sie mir partheyisch vorkommen.

Selmer. Und warum komme ich Ihnen so vor?

Werthing. Weil ich mehr Wohlklang in dem griechischen, als in dem deutschen Hexameter höre.

Selmer. Ich sehe wohl, ich werde Sie beschuldigen müssen, daß Sie dießmal den Klang der Worte und ihr Zeitmaß mit einander verwechselt haben.

Werthing. Es ist wahr, ich hatte jetzt diesen Unterschied nicht gemacht.

Selmer. Ich ziehe unsern epischen Vers dem griechischen, in Absicht auf den Rhythmus, aus zwey Ursachen vor. Die erste ist, weil sich der Daktylus und der Trochäus ähnlich sind, und der Spondeus kein näheres Verhältniß zu dem Daktylus hat, als zu allen andern Füßen, den Moloß ausgenommen. Diese Übereinstimmung der beyden vornehmsten Füße unsers Hexameters gefiel den Griechen so sehr, daß sie diesen Doppelfuß: — ◡, — ◡ ◡ den musikalischen nannten. Ob nun gleich der Vers viel öfter aus Wortfüßen, als aus den Füßen der Regel bestehn muß, so dürfen

doch diese manchmal einen Theil desselben bilden. In dieser Betrachtung kann uns das genauere Verhältniß nicht gleichgültig seyn. Die zweyte Ursache, warum ich unserm Verse den Vorzug gebe, ist, weil die Rhythmen, durch die er mannichfaltiger, als der homerische wird, einen schönen metrischen Ausdruck haben. Ich glaube, Sie machen mir jetzt den Vorwurf der Partheylichkeit nicht mehr. Gleichwohl will ich Ihnen meine Unpartheylichkeit noch mehr zeigen. Ich behaupte es nämlich als einen Vorzug des homerischen Verses, daß er die Schnelligkeit des Daktylus mehr durch seinen Spondeus, als der unsrige durch seinen Trochäus aufhält. Unsere Dichter können diesen Vorzug vermindern, wenn sie sich bemühen wollen, theils Gebrauch von den nicht zu wenigen Spondeen zu machen, die wir vornämlich durch Hülfe unsrer einsylbigen Worte haben können; und theils oft solche Trochäen wählen, die nach der griechischen Aussprache Spondeen seyn würden, und bey uns den Schein derselben haben.

Minna. Aber was hilft uns das, da wir Deutsche sind, und an diese Vergleichung nicht denken? Denn was gehet uns übrige der zwanzigste unter den wenigen Lesern des Homer an, der so gar sein Sylbenmaß versteht?

Selmer. Sie haben so sehr recht, als man nur haben kann: allein, auch ohne Vergleichung, bleibt doch auch für ein Unterschied. Sie hören nämlich uns andre Trochäen, wenn Sie spondeenähnliche hören. Man könnte vielleicht sagen, geben Sie mir einmal den Homer her, Werthing, daß die Griechen auch solche Trochäen hätten.

Doch ich sehe jetzt die Sache nicht mehr in dem Gesichtspunkte an, daß wir durch diese Trochäen den Gang des Verses etwas spondeisch machen wollen. Ich vergleiche nur die Quantität der Griechen mit unsrer. Um die Sache mehr zu übersehen, wollen wir alle Arten der griechischen Trochäen nehmen, und sie mit unsren vergleichen.

Sphooe, Ophra, Näi, Steuto. Wir haben nur solche, wie Sphooe. Spondeenähnliche sind bey ihnen, da nämlich, wo sie diese und ähnliche Worte als Trochäen brauchen:

Diphru, Esthloo, Isä, Phainei, Nümphai, Hüoi. Alle diese Endigungen haben wir nicht.

In beyden Sprachen sind eine große Anzahl Trochäen, die sich mit Einem Consonanten endigen. Ich will nur einige anführen:

Ballen, werfen, Phootes, Mannes, hänich', menschlich, Soisin, Freundin.

Viele unsrer Trochäen endigen sich mit zwey Consonanten, auch wohl mit dreyen. Diese haben die Griechen nicht. Unterdeß ist vielleicht unser: Wandeln, ein besserer Trochäus, als das griechische: Bainei, Bildend, als Moisai, und Vaters, als Kaloi. Sie müssen nicht etwa glauben, Heiners, daß solche Worte selten als Trochäen gesetzet werden.

Heiners. Würde es Ihnen bey den Daktylen eben so gut gehen, wenn Sie noch ein wenig blättern wollten?

Selmer. Lassen Sie uns sehen.

Leussete, dichtete: Deidechat', heiliget. Auch der Schluß des Daktyls mit dem einsylbigen Worte:

Pheuge mal', fliehe denn; Chersin hüph', wandte sich; Doomat' es, höret es; Entha phil', Schrecken will; Avtar hoth, tönte vor. Auch drey einsylbige Worte:

Ä ge meg', Flöh' er doch; Ei de sü, Flog in der; Too ke tach', Zog sie sich; Tän de kat', Todt sie hat; Ä gar ap', Wenn sie von; Hoi men ar, Sing ich, er; Kadd' ar' ep', Stand er im; Hos rha t'ap',

Wirf sie an. Doch, Minna, Sie wollen wohl, daß ich hier aufhöre.

Minna. Nein, ganz und gar nicht. Ich mag wohl, daß Sie bisweilen auch ein wenig umständlich mit unserm Freunde Heiners reden.

Selmer. Uranu, eben dieß dorisch: Doranoo, Wanderers, Ä epei, Ewigkeit; Eisetai, Antioi, Ek domu, Heiligung.

Minna. Die Sache ist doch wirklich mit der griechischen Quantität viel anders, als ich sie mir bisher vorgestellt hatte. Hören Sie, Heiners, ich habe Lust, Ihnen ganz leise ins Ohr anzuvertrauen, daß viele von denen, die ich bisher allerley von Homers Verse habe reden hören, vielleicht nicht sehr bekannt mit demselben gewesen sind.

Heiners. Es mögen dieß wohl wenige Stellen seyn, die Selmer zu seinem Vortheile ausgesucht hat.

Selmer. Schlagen Sie auf, wo Sie wollen, so werden Sie finden, daß die angeführten langen Vokale und Diphthongen nicht allzuselten als kurz vorkommen.

Minna. Das müssen Sie wirklich thun. Da haben Sie den Homer. Warum wollen Sie nicht?

Werthing. Ich will Ihnen die Mühe abnehmen. Doch erst noch ein Wort mit Selmer. Homer ist mir zwar eben nicht unbekannt; aber ich hatte doch die Daktylen, die aus drey Worten bestehn, nicht so bemerkt. Blättern Sie noch ein wenig. Molossen von drey Worten können Ihnen, wegen Ihrer Anmerkung, die Sie vorher machten, nicht gleichgültig seyn.

Selmer. Es scheint, daß Minna nichts dawider haben wird. Sie hat mir eben ein wenig Umständlichkeit empfohlen.

Enth' avt' all', Meer, brauſ' auf; All' ei då, Berg, sink ein; Has ut' an, Komm, stürz hin; Too nün måt', Wuth rief laut; Ei gar nün, Stand bang still; Tu men gar, Hört's, blieb stumm; Hoos ho prosth', Nacht kam schon; U man avt', Pfeil fleuch, triff; Hoi ton ge, Bleich sank sie; All' u låth', Schwert, blink her; Toon per tis, Luft, weh sanft; Ei per gar, Ach blick auf. g

Doch genung. Sie hörten wohl, daß es nur Artikel und Conjunctionen sind, die Homer in Molossen verbindet. Der Fuß scheint mir zu stark für Partikeln zu seyn. Homer hatte übrigens viel Worte, die Molossen waren, und die er oft braucht. Diese fehlen uns beynah ganz, und wir können unsre einsylbigen langen Worte, vor allen die von starker Bedeutung, nicht

besser brauchen, als wenn wir sie in Spondeen, Baccheen, und Molossen zusammendrängen, und sie auf diese Art zu einem scheinbaren Ganzen machen.

Werthing. Welche Seite wollen Sie von diesen beyden, Heiners? Diese also. Sie hat dreyßig Verse.

Hără, te kai, ei mă, otrūnai, messatoo, einai,
arioi, ădă.

Sehen Sie hier. Dieß sind nur sieben Verse.

Toiăde kai, cheei, gignetai, phŭei, daămenai, mū-
choo.

Und was sagen Sie von diesem Verse:

Plazomai hood' epei u moi ep' ommasi nădimos
hŭpnos.

Man würde Ihnen, glaub' ich, den Einwurf machen, Selmer, ob ich ihn gleich nicht mache, daß auf diese längere Kürzen ein Vokal folge. Aber man hätte deswegen unrecht, es zu thun, weil sie hier nicht in dem Gesichtspunkte angesehen werden, daß der Anfang des folgenden Worts sie noch länger macht. In dieser Betrachtung ist für uns, daß so gar die Römer den anfangenden Consonanten des folgenden Worts die

Wirkung nicht zugestanden, welche sie in der griechischen Quantität hatten. Gleichwohl läugne ich nicht, daß ich lieber höre: Des Wanderers Eilen, als: Des Wanderers Fortgang. Unterdeß kann es wohl seyn, daß ein Deutscher, der mit den Griechen nicht bekannt ist, diesen Unterschied nicht bemerkt.

Noch Eins, Selmer, mögen Sie die längere Kürze, oder die kürzere Länge lieber hören?

Selmer. Viel lieber die erste. In der letzten ist eine gezwungne Dehnung.

Heiners. Aber dem griechischen Ohre war sie angenehm.

Selmer. Vielleicht. Wenn in:

– – – – – ◡

Hároooon toisin te

die ersten vier Längen ihm vorzüglich gefielen, so konnte ihm die fünfte wenigstens nicht in gleichem Grade gefallen. Sollte das Angeführte den Griechen viel anders geklungen haben, als uns klingen würde:

– – – – – ◡

Heerschaar, steig Felsengebirg' hinauf

Weil wir keine Posizion haben, kann eine Sylbe wie hier: Sen, niemals lang bey uns seyn. Homer dehnt sogar, und nicht selten, die Kürzen, die es nach seiner Regel sind, und das in einer Sprache, die über die Hälfte

weniger Schwierigkeit hat, den Vers zu machen, als unsre. Viel erlaubter scheint es mir zu seyn, ein einsylbiges Wort, über dessen Quantität ein Ohr, das keine Zweifel hat, nicht völlig zur Richtigkeit kommen kann, wenigstens da, wo keine, oder wenig Leidenschaft auszudrücken ist, als gleichgültig anzusehn.

Möchten Sie, Minna, diesen Vers:

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪
Tönender sangen verborgen von Büschen mit liebender
– ∪
Klage Nachtigallen

lieber so hören:

– – – – – – – – – – – – – – –
Tönender sangen verborgen von Büschen mit liebender
– ∪
Klage Nachtigallen

Oder wollen Sie die Posizion der Griechen ferner entbehren, und es geduldig anhören, wenn die Deutschen selbst fortfahren, es ihrer Sprache vorzuwerfen, daß sie beynah ohne alle wahre Quantität sey, weil sie die Regel der Posizion nicht hat.

Noch einige wenige Anmerkungen werden zureichen, Ihnen, ohne daß ich weitläuftig seyn darf, einen vollständigen Begriff von unserm Hexameter zu machen.

Wir haben in demselben, oder können wenigstens

durch Hülfe unserer Spondeen alle Wortfüße der Griechen haben. Aber wir haben noch fünfe von gutem Ausdrucke, welche den Griechen fehlen, nämlich:

⏑ — ⏑ —, — ⏑ — ⏑, — ⏑ — —, — — ⏑ —,
— ⏑ —,

Die Wortfüße, die wir mit den Griechen haben, sind:

⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ — —, ⏑ ⏑ — —, ⏑ — — —,
⏑ ⏑ — — —,
— ⏑, — ⏑ ⏑, — — ⏑, — — ⏑ ⏑, — — — ⏑,
⏑ — ⏑,

Der letzte kommt in unserer Sprache oft vor. Wir müssen gegen seinen zu wiederholten Gebrauch auf der Hut seyn, damit der Vers nicht weich werde.

⏑ — ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ — ⏑, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑ —,
— —, — — —,

Sie sehen, wie viel unser Hexameter ausdrücken kann. Sie denken sich das, was ihn unterscheidet, am bestimmtesten, wenn Sie sich seine neuen rhythmischen Schönheiten vorstellen, die durch die Verbindung unsrer Wortfüße mit den griechischen entstehn. Diese Doppelfüße, oder diese merklicheren Absätze des metrischen Ausdrucks geben Ihnen den meisten Anlaß auszumachen, ob das Urtheil ihres Ohrs ein wenig stolz seyn dürfe.

überhaupt kömmt es bey dem metrischen Ausdrucke vornämlich auf die Wahl guter Wortfüße, und ihre Stellung an.

Ich will nur einige aus den sehr mannichfaltigen Zusammensetzungen derselben herausnehmen, von welchen ich glaube, daß sie dem Verse einen vorzüglich schönen Rhythmus geben. Ich lasse andere bekanntere weg, die auch ihre Schönheit haben. Langsamere, oder schnellere Deklamazion, entscheidet oft die Theilung in einfache oder doppelte Wortfüße.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — ∪.

Eile dahin, wo der Tod, und das Grab, und die Nacht dich erwarten.

— ∪ ∪ —, — — ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — ∪.

Wende dich weg, wehmüthiger Blick, von der Angst des Erdulders.

— ∪ ∪, — ∪ — ∪, ∪ — —, — ∪ ∪ — ∪.

Nenne sie, Klagestimme des Nachhalls, ihrem Geliebten.

— ∪ —, ∪ ∪ — — — ∪, ∪ — ∪ ∪ — ∪.

Streit, und komm zu dem Miterbtheile des ewigen Lebens.

— ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — — — ∪, ∪ — —.

Freudig stieg ihr Genoß zu dem Lichterbtheile des Heils auf.

— ∪ ∪, — ∪ —, — — ∪, ∪ — ∪ — ∪.

Schreckliche Todesangst, graunvolle Verzweiflungsstimmen.

— ∪ ∪, — — —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — —.

Furchtbarer Wehausruf, der hinab in das Thal aus der Kluft scholl.

— ∪ ∪, — — —, ∪ ∪ — —, — ∪, ∪ — ∪.

Ewiges Anschaun des, der im Lichtreich Dulder belohnet.

— ∪ ∪ —, — —, ∪ ∪ — —, — ∪ ∪ — ∪.

Bebend erschollst, Nachtthal, und zurückgabst deine Verwesten.

Ich kenne keinen Hexameter, der einen stärkeren metrischen Ausdruck hätte, als folgender. Ich würde Ihnen sehr danken, Werthing, wenn Sie ihn mir im Homer fänden, und mich wundern, wenn ihn derjenige Dichter, der den geizigsten Foderungen Ihres Ohrs genung that, nicht gemacht hätte.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — ∪ ∪, — ∪ ∪ —, ∪ ∪ — —.

Drohend erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, — — ∪, ∪ —, — — ∪.
Aber da nun in der Nacht Wehklage vom Grab' auf-
rufte.

— ∪ —, — — ∪ ∪, — ∪ — ∪, ∪ — ∪.
Rühmt und preist, glückselige Mitgenossen der Wonne.

— ∪, — ∪ ∪ —, ∪ — — —, ∪ ∪ — ∪.
Ach wie liebt' ich ihn sonst, ich einst Schutzgeist des Ver-
worfnen.

— ∪ — —, — ∪ —, — — ∪, ∪ ∪ —.
Als der Erdkreis Gott vernahm, Gott nieder vom Pa-
ran.

— — —, ∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — ∪ — —.
Strom, steh still! der Posaunhall ruft, und das Volk
des Herrn kommt.

— ∪, ∪ —, ∪ — ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, — — —.
Jeder, dem jetzt am Tage des Herrn das Gericht Weh
zurief.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ —, ∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — ∪.
Ach es vernahm von dem Thron den Gerichtsausspruch
die Versammlung.

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — — —, ∪ ∪ — ∪ ∪, — —.
Aber da nun des Gerichts Ausspruch vom gefürchteten
Thron scholl.

Minna. Sie führten uns vorhin gewöhnlich den langsamsten, den schnellsten, und den schönsten Vers von jeder Versart an.

Selmer. Der langsamste, den wir aber sehr selten werden machen können, wäre dieser:

Wuth, Wehklag', Angstausruf, stieg laut auf von dem Schlachtfeld.

Den andern langsamsten, der viel leichter ist, haben Sie schon gehört:

Als der Erdkreis Gott vernahm, Gott nieder vom Paran.

Werthing. Und den schnellsten auch, Minna. Wenn ich nicht irre, so war es dieser:

Eile dahin, wo der Tod, und das Grab, und die Nacht dich erwarten.

Ich will Ihnen, Selmer, denjenigen, den ich nicht allein für den stärksten, sondern auch für den schönsten halte, im Homer aufsuchen.

Sie brauchen den spondeischen Ausgang weit öfter, als Virgil.

Selmer. Wenn von Ansehn die Rede ist, so gilt mir Homers Beyspiel mehr, als Virgils. Aber, auch ohne das Exempel des Griechen, würde mir die Regel der Mannichfaltigkeit, und der Rhythmus des trochäi-

schen Ausgangs, lassen Sie uns ihn künftig so nennen, weil unser Hexameter nicht den Spondeus, sondern den Trochäus, zum zweyten Fuß angenommen hat, ich sage, die Regel der Mannichfaltigkeit, und der bedeutende Rhythmus des trochäischen Ausgangs würden mir es auflegen, durch ihn den daktylischen nicht selten zu unterbrechen.

Heiners. Nach Ihrer Meinung ist es freylich ein Vorzug des deutschen Hexameters vor dem griechischen, daß er, statt zweyer künstlicher Füße, drey zur Regel annimmt.

Selmer. Es ist einer, wenn anders Mannichfaltigkeit, deren Gränzen nicht allein bestimmt, sondern auch weder zu sehr eingeschränkt, noch zu sehr erweitert sind, mit zur Schönheit gehört.

Heiners. Aber Sie müssen mir beweisen, daß Sie den rechten Mittelweg zwischen der zu genauen Einschränkung, und der zu freyen Erweiterung getroffen haben.

Selmer. Geben Sie mir einige hundert Hexameter, die ich Ihnen als gut gearbeitet zugestehn muß; so will ich sie Ihnen vorlesen. Wenn ich Sie dadurch nicht überzeugen kann; so habe ich wenig Neigung, es durch einen Erweis zu thun, und wenig Hoffnung, es zu können. Ich verstehe aber durch gute Hexameter solche, die mit schönen Rhythmen oft abwechseln, die

diese Rhythmen dem Inhalt anmessen, und deren Inhalt dieser ganzen metrischen Ausbildung werth ist.

Heiners. Gut denn, diese neue, ungriechische, hexametrische Versart mag ihre Schönheiten, und recht viele haben; allein Sie müssen mir erlauben, daß ich zu dieser Frage noch einmal zurück komme, schickt sich unsre Sprache dazu?

Selmer. Sie schickt sich, in ihrem ganzen Umfange genommen, und wenn sie der Dichter versteht, besser zum Hexameter, als zu Opitzens Verse. Ich nehme diesen so, wie wir ihn gewöhnlich machen, da wir oft auf den Kürzen halten, und mit den Längen forteilen; denn unsre Absicht ist ja nicht, Spondeen einzumischen. Wollten Sie hier genauere Beobachtung der Quantität von dem Dichter fodern, so würden Sie ihm zu denken verbieten, und er könnte dann mit Recht behaupten, daß sich unsre Sprache zu dieser Versart gar nicht schicke. Sie erinnern sich, was wir im Anfange unsrer Unterredung über die Deklamazion des jambischen Verses anmerkten. Auch der kürzeste Beweis meiner Antwort wäre für Werthing und Minna zu lang. Sie können also nichts dawider haben, daß ich ihn weglasse.

Der Hexameter, wie ihn Kleist machte, ist ein schöner anapästischer Vers, der im Frühling noch schöner seyn würde, wenn der Jambus den Anapäst öfter

unterbräche. Es würde einer der glücklichsten Gedanken einiger unsrer Dichter gewesen seyn, diesen Vers zum lyrischen aufgenommen zu haben, wenn er nicht, seltne Ausnahmen zugestanden, für die Ode zu lang wäre.

Der mehr homerische Hexameter hat, außer dem, was ich schon angeführt habe, noch dieses, daß sein erster Fuß beständig mit einer langen Sylbe anfängt, ein Gang, der demjenigen Verse angemessen ist, welcher dem epischen Gedichte vornämlich zugehört. Dem Hexameter, sagt Aristides, ein neuerer Grieche, aber der diese Sachen verstand, geben Schönheit und Würde sein weiter Umfang, sein Anfang mit der Länge, und sein volltöniger Schluß.

V.

Vom deutschen Hexameter.

Aus den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst" Hamb. 1779.

V.

Vom deutschen Dramatiker

Aus den „Fragmenten über Sprache und Dichtung" Hamb. 1779.

Fragment.

Es sind etwa dreyßig Jahre, daß einige deutsche Dichter den Hexameter der Griechen, dessen Regel die Verbindung des Daktyls und des Spondeen, als künstlicher Füße, ist, durch die Annahme des Trochäen zum neuen künstlichen Fuße, verändert, und in diesem Sylbenmaße geschrieben haben. Die Veränderung ist wesentlich. Denn sie setzt einen Hauptzug zur Bildung des Verses hinzu: und nicht nur das, sie will auch, daß dieser Hauptzug, der Trochäe nämlich, merklich öfter, als der Spondee, vorkomme. Unser Hexameter ist also nicht so wohl eine griechisch-deutsche Versart, sondern vielmehr eine deutsche. Durch den Gebrauch der künstlichen oder der Füße der Regel entstehen Wortfüße, welche die eigentlichen Theile des Verses sind,

und auf die auch der Zuhörer, den die künstlichen gar nichts angehn, allein achtet. Von jenen bekommen die Griechen nach ihrer Regel siebzehn: und wir nach unsrer zwey und zwanzig, (die fünf- und mehrsylbigen, welche diese Mannichfaltigkeit noch sehr vermehren, werden hier nicht mitgerechnet) und also fast den vierten Theil mehr Abwechslung, oder so viel mehr Anlaß, gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und Leidenschaft und der sinnlichen Gegenstände auszudrücken.

Das neue Sylbenmaß hat viel Widerspruch und viel Beyfall gefunden; und diesen zwar, wie ich theils aus eigner Erfahrung weiß, am gewöhnlichsten bey völligen Laien, die unverwahrlost von theoretischer Hörsagerey sich dem Eindrucke überließen: und auf der andern Seite bey tiefen Kennern der Verskunst, die mit dem Alten, bis zu seiner Berichtigung, bekannt, das Neue bald durchschauten.

Der Raum zwischen diesen und jenen ist nicht klein. Die Halbwisser, die ihn einnehmen, hätten aus den schlechten Hexametern lernen können, wie dieser Vers nicht gemacht, und aus den guten, wie er gemacht werden müsse. Aber es fehlte ihnen wohl auch hier an der Gabe der Unterscheidung. Nun so hatten sie ja genung Theoretisches, das von Verschiednen über die Sache geschrieben war; vielleicht aber auch nicht genung. Denn es könnte ja wohl seyn, daß man aus

Neigung, Vollständigkeit und Kürze zu verbinden, etwan hier und da sehr nahliegende Erläuterungen nicht gegeben, oder Folgerungen dem Leser überlassen, und sich in der Hoffnung, daß er sie machen würde, betrogen hätte. Sollte ich in diesem Punkte, denn ich habe das Theoretische des Hexameters auch berührt, ein Mitschuldiger seyn; so denk' ich meinen Fehler durch diese kleine Schrift wieder gut zu machen. Und da ich jetzt nun einmal umständlicher seyn will; so werd' ich zugleich auf Verschiednes kommen, das ich auch sonst wohl denen, welche der Umständlichkeit nicht bedürfen, hätte vorlegen mögen.

Warum ich mir ehmals mit diesen Nebensachen zu schaffen gemacht habe, und mich jetzt so gar auf ihre umständlichere Entwicklung einlasse?

Gut, Nebensachen; aber nur in Vergleichung mit der Hauptsache, dem Denken: sonst gehört der Ausdruck des Gedachten, und zwar in allen seinen Zweigen, zarten und starken, so wenig zu den Nebensachen, daß dagegen sehr viele Dinge, die für wichtig und groß gehalten werden, zu den wahrsten Nebensächelchen einschrumpfen.

Ich bin sehr entfernt davon, es mir zum Verdienst anzurechnen, daß ich mit dieser so leichten Untersuchung vielleicht so gar jetzt noch zu früh komme.

Verschiednes von dem, was man im Folgenden finden wird, ist theils durch Einwendungen und Angriffe,

und theils durch Meinungen, die weder das eine noch das andre sind, veranlaßt worden. Ich habe mich von diesem Faden leiten lassen, um zu zeigen, daß die nähere Beleuchtung der Sache eben so überflüßig nicht sey. Ich nenne Niemanden; aber ich führe die Stellen, wider die ich etwas zu erinnern habe, wo nicht immer mit allen Worten, doch niemals so an, daß man sie nicht wieder kennen sollte. Ich mußte dieß thun, weil man sonst diese und jene Stelle, wenn sie bey bloßer Anzeige ihres Inhalts weniger kenntlich gewesen wäre, für erdichtet hätte halten können. Es kann seyn, daß hier und da Angriffe und Einwendungen unter einander zu stehen kommen. Gleichwohl denk' ich nicht, daß man sie verwechseln werde; weil sich die Angriffe, durch stolze Partheylichkeit und demüthige Gründe, immer merklich, und oft auffallend unterscheiden.

Bey Erwähnung der Angriffe fürchtet man vielleicht, daß ich ein Betragen, mit dem man zufrieden gewesen ist, jetzt ändre, und mich, nach so langem Stillschweigen, auf das Antworten einlasse. Aber man hat diese Furcht nicht nöthig, weil ich nicht mich, sondern eine Versart vertheidige, die Andre und ich vorgezogen haben. Man wird dieß beym Fortlesen von selbst sehen; gleichwohl sag' ich es hier. So viel ist mir daran gelegen, daß man auch nicht einen Augenblick von

mir glaube, ich sey nicht bey meiner alten guten Sitte geblieben.

Ein völlig griechischer Hexameter im Deutschen ist ein Unding. Kein deutscher Dichter hat je solche Hexameter gemacht, oder machen wollen. Etliche eingestreute dieser Art können hier nicht in Betrachtung kommen.

Ich kann mich dabey nicht wohl aufhalten, daß bald von griechischem Hexameter im Deutschen; und bald von deutschem die Rede ist. Genung, aus dem ganzen Vortrage, und aus einzelnen Stellen, in denen der Mund ohne Hehl übergeht, fällt sehr deutlich in die Augen, daß jener Unterschied nur zum Scheine gemacht wird, um dem deutschen Hexameter, durch Hülfe dieser Gebehrdung, denn doch wenigstens mit einiger Schonung zu begegnen.

In folgenden Stellen wird unverhohlen herausgeredet:

„Der Jambus ist das einzige, wahre, ächte, natürliche, heroische Metrum unsrer Sprache."

„Wenn Homer, ein alter Deutscher im Zeitalter der Minnesänger oder Luthers, frey von klassischer Schulfüchserey und poetischer Pedanterey, gelebt hätte, so hätte er auch seine Ilias in Jamben gesungen."

„Nichts als Nachahmungssucht, verdammte Nachahmungssucht hat uns auch hier wieder von der Na-

tur abgezogen, und gegen den Genius der Sprache empöret."

Im deutschen Hexameter ist der Daktyl der herrschende künstliche Fuß. Nach ihm werden der Trochäe am oftesten, und der Spondee am seltensten als künstliche Füße gebraucht. Hieraus folgt unter andern, daß er aus deutschen und griechischen Stücken zusammen gesetzt sey. Diese zu unsrer Sprache in hohem Grade passende Versart ist es, von der ich rede, und deren Vertheidigung ich auch in so fern, als sie der griechischen gleicht, übernehme. Es geht mich hierbey nichts an, daß es hier und da geschienen hat, als sollte wider das Phantom eines griechischen Hexameters im Deutschen gestritten werden.

1. „Man skandire das erste das beste prosaische Buch. Eher skandirt man hundert zehnsylbige Jamben oder Trochäen, als nur einen Hexameter heraus."

Bey dieser Vergleichung würde man dreyerley thun müssen. Erstlich müßte man, weil von Jamben oder Trochäen die Rede ist, auch den kleistischen kurz anfangenden Hexameter mit in Rechnung bringen; zweytens nicht ganze Hexameter verlangen, sondern zehnsylbige hexametrische Stücke, als zur Vergleichung völlig zureichend, gelten lassen; und sich endlich erinnern, daß man deutsche Hexameter aufzusuchen habe. Ich verlange übrigens, wie ich doch könnte, nicht ein-

mal, daß man dabey den Sylbenzwang, ohne den der Jambe schlechterdings nicht gemacht werden kann, auch dem Hexameter solle zu statten kommen lassen.

Bey dieser Art zu verfahren, der einzigen, durch die sich etwas zur Sache Gehöriges ausmachen läßt, möchte sich denn doch wohl das angegebene Verhältniß so ziemlich verändern.

2. „Man kann sagen, daß neun Zehnthel der „Sprache in das jambische Metrum recht bequem sich „fügen, hingegen kaum ein Zehnthel im Stande sey, „richtige, gute Hexameter zu bilden."

Hier würde also das vorher ins Weite hin angegebene Verhältniß festgesetzt.

Der dem Jamben nothwendige öftere Sylbenzwang, wenn nämlich die unveränderlich langen Sylben, als kurze, die gleichen kurzen, als lange, und die nun bestimmten zweyzeitigen auf eben die Art unrichtig gebraucht werden, der Sylbenzwang widerspricht dem bequemen Fügen gerade zu.

Die Ursach dieses Zwanges ist, daß in unsrer Sprache sehr oft zwey kurze Sylben, und nicht selten zwey lange neben einander stehen. Ich habe ihn (Die Sylben in Reime zwingen, sagten unsre Alten, und thaten's; wir sagen's nicht, aber wir thun's tapfer drauf los.) nothwendig genannt, und zwar deswegen, weil der Dichter, der in Jamben schreibt, ihn nicht anders, als mit dem Verluste sehr vieler

Wörter und Wortstellungen vermeiden könnte, und daher aufhören müßte zu denken, wie er wollte.

Aber auch nicht wenig zusammengesetzte poetische Wörter, und viele andere noch unentbehrlichere Wörter und Wortstellungen, (wiedergegeben, untergegangen, neben, über den Bergen u. s. w. dieß greift sehr weit in der Sprache um sich) sind dem Jamben deswegen völlig unbrauchbar, weil bey ihnen selbst der Sylbenzwang nicht statt findet. Und dieß ist denn doch wohl der höchste Grad der Unschicklichkeit einer Sprache zu einem Sylbenmaße, wenn sie um seinetwillen eine Menge solcher Wörter und Wortstellungen, als so viele Reichthümer, deren Gebrauch größtentheils so gar zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, gleichsam im Kasten muß verrosten lassen.

Auf der andern Seite gewinnt der Hexameter eben dadurch, wodurch der Jambe verliert, nämlich durch das öftere Wiederkommen zweyer Längen und zweyer Kürzen, als welches von der Nothwendigkeit des Sylbenzwanges befreyet, und die Sprache dem Dichter nicht allein nicht arm macht, sondern ihm vielmehr die Bereicherung derselben erleichtert.

Sie stellt aber auch Eine Länge neben Eine Kürze. Dieß paßt eben so gut für den Hexameter, als für den Jamben. Denn jener hat ja den Trochäen zum neuen künstlichen Fuße angenommen.

Zu dem Allen kömmt nun noch, daß man nicht ganz selten drey Längen neben einander antrifft. Dieß ist dem Jamben noch nachtheiliger, als es dem Hexameter, der auch den Spondeen zum künstlichen Fuße angenommen hat, vortheilhaft ist. Denn jener muß nun gar, in dem kleinen Umfange von drey Sylben, den so widrigen Sylbenzwang manchmal verdoppeln. Z. E. Wenn ein Vers mit Angst wehklagt anfängt, so werden Angst und klagt zu Kürzen gezwungen; wenn aber mit Und Angst wehklagt, so geht's nur über weh her.

Daß also das nun so hingewagte Verhältniß von eins zu neun nicht nur völlig ungegründet, sondern der Hexameter vielmehr, in Ansehung des bequemen Fügens, in der ganzen Sprache zu Hause wäre; der Jambe aber nur Einen Flügel, (wenn man ihm anders so viel einräumen kann) und zwar mit dem Hexameter in Gesellschaft, inne hätte.

Einige Wortstellungen lassen drey, auch wohl vier Kürzen auf einander folgen, und etliche Wörter und Wortstellungen bilden den Antispast (◡ — — ◡ Gesichtskreise). In diese kleinen Nebengebäude darf der Hexameter nicht kommen; allein der Jambe auch nicht. Nur die lyrischen Sylbenmaße, die mit dem ersten zugleich angetastet werden, gehen da zuweilen aus und ein.

3. „Der Verfasser giebt den Längen und den Kür-„zen drey Grade Verschiedenheit, (sie sollen sich gar „noch viel weiter abstufen lassen) und glaubt auch da-„durch das Nichteintönige des Jamben zu er-„weisen."

Hiervon hernach.

Bey diesem Anlasse wird dem Hexameter vorgeworfen, daß er „1) Kürzen und Kürzen, 2) Län-„gen und Kürzen, (Längen und Längen, welches „doch mit zur Sache gehört hätte, werden ausge-„lassen,) in Ansehung ihrer Verschiedenheit, nicht gut „zusammenstelle."

Mir scheinen zwey Grade (auch bey den Griechen) zur richtigen Bestimmung der Sache zureichend zu seyn: kleinere Längen nämlich und größere; so auch die Kürzen. Damit man aber nicht glaube, ich wolle durch Verwerfung dreyer Grade Schwierigkeiten ausweichen; so lass' ich mich darauf ein.

Ich nehme also gleichfalls lange, längere und längste; kurze, kürzere und kürzeste Sylben an.

Die zweyzeitigen Wörter und Sylben, die mehr lang als kurz, oder das Gegentheil sind, sollten hier, als solche, deswegen nicht mitgerechnet werden, weil sie im Verse schon bestimmt, und dann, wie die unveränderlichen Längen oder Kürzen, es in verschiednem Grade sind.

Das Ohr vergleicht neben einander stehende Sylben, doch unter der Einschränkung, daß sie auch zusammen gehören. In ewige gehören die beyden Kürzen zusammen; in Eile, durchdring gehn sie sich nichts mehr an, und werden daher auch nicht mit einander verglichen, le wird's nur mit ei, und durch mit dring. Hierdurch hört denn auch die Wirkung des Vergleichens auf, nämlich der Gefallen oder das Mißfallen an der Zusammenstellung. Da sie der Hexameter oft durch solche Wortfüße trennt; so fallen dadurch nicht wenig Vorwürfe der übeln Zusammenstellung weg.

Es muß aber auch oft verglichen werden. Ich will nur die Zusammenstellungen anführen, die mir beym Vergleichen dem Ohre zu mißfallen scheinen. Es versteht sich dabey von selbst, daß lich die übrigen für gut halte.

Doch ich muß den mißfallenden eine Anwendung voran schicken, die mir sehr zur Sache zu gehören scheint. Wenn uns nun der kleine Unterschied zwischen Kürzen und Kürzen, um jetzo nur dieß zum Beyspiele heraus zu nehmen, eben so unmerklich vorkäme, als wir durch die Verwandlung der Längen und Kürzen, durch den Sylbenzwang, beleidigt werden? und also diejenigen Dichter, (ich gehöre mit darunter) die auf den angeführten Unterschied bey ihren Arbeiten gesehen haben, nicht eben hoffen dürften, aufmerksam dar=

auf zu machen? Man wird gleich sehen, daß es selbst die Griechen nicht waren.

Die kurze, und die kürzeste (zitternde) scheinen mir nicht gut zusammen zu stehen. Allein hab' ich auch recht? Würde daraus nicht ein Einwurf wider die längste und die kürzeste (träumte) folgen? Denn diese stechen in ihrer Art noch mehr gegen einander ab. Wer wird aber den Einwurf machen? Ferner: Selbst der griechische Hexameter (dessen Anführung dem deutschen überhaupt so nachtheilig eben nicht ist) läßt die kurze und kürzeste neben einander hören. Und geschieht es etwa selten? Wer kennt Homers so oft wieder kommendes te kai nicht? oder vielmehr wer kennt so etwas, und spricht gleichwohl nicht in einem Tone, als ob er nichts anders gethan, als nur immer Homeren behorcht hätte? Allein noch einige andere Beyspiele: protiballe ai, mâti moi, hoi olümpon, ei de teu, ozoo enti. Doch ich hätte diese Beyspiele kaum anführen sollen, weil es im Grunde keine Kürzen, sondern durch den Sylbenzwang gekürzte Längen sind. Aber desto mehr beweisen sie für mich.

Außer dem kommen hier auch die kurzen Sylben in Betracht, welche den steigenden Accent haben. Der Accent hat überhaupt mit der Sylbenzeit nichts zu thun; aber an den kurzen Sylben verändert er etwas.

Mein Beweis ist: Die Griechen lassen manchmal sechs, sieben Kürzen auf einander folgen. Diese kann man unmöglich auf gleiche Art aussprechen; man muß eine oder zwey ein wenig heben. Und welche? Doch wohl keine andre, als die den steigenden Accent haben? Mir scheint es, daß er die kürzeste zur kurzen mache. Und so wären denn die Sylben dó, in dedórů, po, in pódes, mé, in ménos, sie wären, sag' ich, kurze und stünden neben dazu gehörigen kürzesten.

So machte also Homer seinen Vers nicht selten, (wie hätte ich die Beyspiele häufen können) und zwar in einer Sprache, „in welcher der Hexameter kaum unerfunden bleiben konnte," und gleichwohl stellte sich kein Grieche über nicht beobachtete Verschiedenheit der Kürzen ungebehrdig an.

Wir kommen zu dem Verhältnisse, welches Längen und Kürzen unter einander haben.

Die lange und die kurze stehen nicht gut bey einander. Gleichwohl findet man in Homeren: pe und spé, in lipe und spéos; te und pros, in aúte proseeipe, de und ptó, in deptólemos, ta und phré, in kataphréna, gál' und i, in megál' iachon, und mehr solche.

In Ansehung des Verhältnisses der Längen zu Längen, verbindet man die lange und die längste nicht gern, wenigstens nicht so, daß jene voran steht. Dieß ist das Einzige, was bey den Graden der Syl-

Staatsbibliothek Bamberg

benzeit Aufmerksamkeit verdient. Gleichwohl stellt Homer the vor ptoor, in elathe ptoor; ta vor zeûs, in mâticta zeûs; des vor pûr, in thespiades pûr; de vor prûm, in de prûmnâs; de vor smerd, in de smerdnon.

Ich hätte auch hier die Beyspiele häufen können. (Man sieht von selbst, wie man das bisher Gesagte bestimmen müsse, wenn man mit mir zwey Grade Verschiedenheit für zureichend hält.)

Ich berufe mich überhaupt bey der Sache auf jeden, der nur ein wenig in Homeren blättern will, wie oft er dann die cai, die ménos, die te pros, und die de smerd antreffen, und hören wird, was er, auch in dieser Rücksicht, von allem dem Lärme zu halten habe, der da ins weite Allgemeine hin gemacht worden ist:

„Von den Sechzehnteln der griechischen Quantität,
„und von ihren Härchen! und von ihrem ins Kleine
„und Feine getheilten Takte! und von ihrem Gange,
„der kaum die Spitzen des Grases krümmt!"

Man setze voraus, die bisher untersuchte Verschiedenheit sey so merklich, daß der Dichter sehr darauf sehen müsse, welches gleichwohl nicht ist; man vergesse ferner, daß einige Dichter darauf gesehen haben, und sage, daß sie es, wegen der Unschicklichkeit der Sprache zum Hexameter, nicht haben thun können; man lasse ihnen nicht einmal zu, sich da, wo sie

etwa nicht darauf gesehen haben, mit Homers Beyspiele zu entschuldigen, welches doch rechtfertigt, und dieß so sehr, daß es selbst das Unmerkliche jener Verschiedenheit bestätigt; (Nur in Nebensachen, wie diese ist, glaub' ich mich auf Homeren berufen zu dürfen; sonst erlaub' ich es, wenn von Rechtfertigen die Rede ist, weder mir noch Andern.) kurz, man thue alles, was man nur immer will, um auch hier unserer Sprache Unschicklichkeit zum Hexameter aufzubürden: was ist es denn, das dabey, wenn man auch recht hätte, und wie unrecht hat man gleichwohl nicht, am Ende herauskäme? Nur dieß: Der Hexameter kann die Verschiedenheit der kleineren und größeren Längen oder Kürzen, nicht beobachten. Aber wie unbedeutend ist das in Vergleichung mit diesem völlig Ausgemachten: Dem Jamben ist der Sylbenzwang unvermeidlich.

In der ersten Versart könnte man also die Leute nur nicht im Horchen üben; aber in der zweyten, muß man ihnen das Hören verbieten.

Da ich durch das bisher Gesagte nicht ohne gute Ursach selbst den Ausflüchten zuvor kommen wollte; so konnt' ich nicht kürzer seyn, als ich gewesen bin.

4. „Man werfe seinen Blick auf die große Menge „von Mitlautern, womit unsere Sylben überhäuft sind;“

Dieß ist schon im Vorigen berührt worden, und kommt bald noch umständlicher vor.

„auf den großen Einfluß, den der Accent, und „auch die Stellung dieses und jenes Worts in die „Länge und Kürze unsrer Sylben hat;“

Accent kann hier nicht wohl etwas anders, als den leidenschaftlichen Ton bedeuten. Denn der Accent im gewöhnlichen Verstande oder der Sprachton hat diesen Einfluß nicht. Er macht weder lang noch kurz, sondern wird nur mit der Länge ausgesprochen.

Die Zweyzeitigkeit wird bey uns durch Regeln bestimmt. Diese liegen t h e i l s in dem Tone des Nachdrucks und der Leidenschaft, der sie zur Länge, und t h e i l s in der Stellung der Wörter und Sylben, die sie bald zur Länge, und bald zur Kürze macht. Das Angeführte ist daher unserer Sprache so wenig nachtheilig, daß sie dadurch vielmehr einen Vorzug vor den beyden alten Sprachen bekommt. Denn in diesen wird die Zweyzeitigkeit allein durch den Vers bestimmt, das heißt: Man soll sie so oder so, des Verses wegen, aussprechen; aber man muß es nicht wegen des Inhalts oder der Sprache thun.

„auf die Ungewißheit, darin wir wegen der eigentlichen Quantität vieler Sylben, die in den verschiednen deutschen Provinzen oft so sehr verschieden „ausfällt, schweben;“

Der anders ausgesprochnen Sylben sind fürs erste nur wenige, und fürs zweyte wird ihre Quantität bloß dieser und jener Mundart, und nicht der Sprache gemäß geändert. Dieß kann also nicht mit in Rechnung gebracht werden.

„auf die Ungleichheit von der Länge und Kürze „vieler deutschen Sylben, wo öfters die lange, wenn „sie neben einer längeren zu stehen kömmt, gewissermaßen „in eine kurze übergeht, oder die kurze durch die Nach„barschaft einer kürzern eine Art der Länge erhält.“

Ich wiederhole hier nur, daß dieß in jeder Betrachtung, in die es kommen kann, die beyden alten Sprachen auch angeht.

„Aus dem allen urtheile man, ob wohl unsre „Sylben eine so reine Quantität haben, daß wir „uns in unserer Sprache vom Hexameter eine gleiche „Anmuth versprechen dürften, als er in der griechi„schen oder lateinischen Sprache hat.“

Anmuth möchte nun wohl nicht mehr von der Quantität, sondern bloß vom Klange gelten. Aber ist denn nur das Sanfte des Klanges, und nicht auch seine Stärke Wohlklang? Und ist nicht der starke Klang Ausdruck wichtigerer Gegenstände?

Von der Beschaffenheit der deutschen und griechischen Sylbenzeit weiter unten. Von dem Reinen der griechischen merk' ich vorläufig an, daß es denn doch wohl nicht mit dazu gehört, wenn sie sehr viele

Längen hat, die im Grunde Kürzen sind, und die gleichwohl zu Längen ausgedehnt werden. Ich sprech' ihr hier nicht etwa bloß das Reine ab; sondern ich behaupte auch, daß ihr Mechanisches hier nicht mechanisch sey, oder daß die Mitlaute, in gewissen Stellungen, nicht wirken können, was sie wirken sollen.

Sonst ist es auch gewiß kein Nebenumstand, daß die deutsche Sylbenzeit nicht mechanisch, sondern begriffmäßig ist.

5. „Sehen sie nur auf alle unsere ältere Gedichte, „ob sie irgendwo das Polymetrische eines Hexameters „antreffen."

Überhaupt Polymetrie, auch hexametrische; und nicht Eintönigkeit, wie sich gleich zeigen wird.

Wir haben nur sehr wenige Überbleibsel von unsern Alten; und gleichwohl könnt' ich viel mehr Beyspiele anführen, als hier folgen:

⏑ ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑,
— ⏑ — —,
— ⏑ — ⏑ ⏑ —,
— ⏑ — ⏑.

On thât Dagred dyneban Skyldas,
Hlude hluin Mon,
Dsâs se hlanka gefah
Wulf in Walde.

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡,
◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ —,
◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ —,
◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡.

Ich klage dir, Meie, ich clage dir, Sumer Wunne,
Ich klage dir brehtů Heide breit,
Ich klage dir ougebrehender Kle,
Ich clage dir, grüner Wald, ich klage dir Sunne.

Der Abschreiber hat das Gedicht des Sachsen (er lebte zu den Zeiten Ludwigs des Frommen) wie Prose geschrieben. Wenn man folgende Stellen aus ihm in andere Verse abtheilt, als ich thue; so ändert das gleichwohl, in Rücksicht auf das Polymetrische des Dichters, bei der Sache nichts. Denn es bleibt eben der poetische Periode.

◡ — ◡ — ◡ — ◡,
— ◡ — ◡ — ◡ —,
— ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡,
— ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡.

Hwo iro Suno scolda
Obar thesan Middulgard
Managon werthan, sumon de Falle,
Sumon te Frobhro, Firio Barnon.

— ◡ — ◡ — ◡ ◡ —,
◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡,
— ◡ — ◡ ◡ —,
— ◡ ◡ — ◡.

Thoh thi all that Holitho Folc
Geswican, thina Gesithos;
Tho ik sinnon mid thi
Tholoian willia.

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
◡ — ◡ ◡ —
— — — ◡.

Thuo quamun ok Wurdi Giskapu
Them odagen Man,
Orlag Whila.

— ◡ — ◡ ◡ —,
— ◡ — ◡ —,
— ◡ ◡ — ◡,
— ◡ — ◡ ◡ —.

Nec it God ni giscoup,
That the goudo Bom
Gumono Barnon
Bari bitteres wiht.

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪,
— ∪ — ∪ ∪ — ∪,
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ ∪,
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ —.

Fodda ina thuo fagaro Frio
Skoniosta thia Muoder
Thuru Minnea managero
Drohtin helag, himilisk Barn.

∪ — ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪,
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪.

Thar werthet mina Hendi gibundan,
Fathmos werthet mi thar gifastnot.

In folgenden beyden Stellen, die durchgehends hexametrisch sind, kommen einige ganze Hexameter vor. Aber ich führe auch diese nur als Beyspiele der altdeutschen Polymetrie überhaupt an. Denn der Dichter streute wohl nicht mit Vorsatz Hexameter ein; sondern er machte sie von ungefähr, indem er bloß abwechseln wollte. Indeß ist es doch der Bemerkung würdig, daß sich in zwey Stellen, deren eine vierzehn, und die andere drey Zeilen hat, in der ersten fünf Hexameter, und in der andern gar zwey finden. Mich

deucht, auch dieß ist ein Beweis, wie gut sich unsere Sprache zu dieser Versart schicke. Die erste Stelle:

Fader usa Firio Barno
„Thu bist an them hohen Himilirikie, giwihit"
Si thin Namo Wordu gihwiliku.
Cume thin craftige Rikie. Werthe thin Willeo
„Obar thesa Werold alla so samo an Erdu"
„So thar up ist an them hohen Himilorikie."
Gib us Dage gihwilices Rad,
Drothin thie guodo, thina helaga Helpu,
Endi alat us, Hebanes Ward,
Manegero Mensculdio,
„Also wi odran Mannen duan, ni lat us farledan"
„Letha Wihti so fort an iro Willeon, so wi"
Wirdiga sind, ac hilp us
Widar allon ubelon Dadeom.

Die zweyte Stelle:

„Ef hie Dodes nu wirdig bi sulicon Wordon? That Werod"
All gisprac Folc Judeono,
„That hie wari thes Ferahes Scolo, Wities so wirdig."

Ich finde auch sonst noch in den wenigen Fragmenten, die ich von diesem alten Dichter besitze,

viel Hexametrisches; auch noch einige Hexameter, als:

Hier alosdi alliud Stamna Werod fon Witie
Than thi Magu wirthit fon thinero aldero Idis
Drothin selbon an thiem hohosten Himile Rikie
Thina Kumi findun te Doume endi ti Diurthun
Ne it ni mohta thie Mannes Tunga Wordon giwisan
So git her an Jordane Strome Fiscos gifahat.

6. „Wie kann dem deutschen Ohre Eintönigkeit „zur Last fallen, da es seine ganze — in Vergleichung „mit der griechischen — monotonische oder oli„gotonische Sprache täglich reden hört, mithin völ„lig daran gewöhnt ist? Dem griechischen Ohre möchte „freylich unser Jambus eintönig seyn, weil das der „Polytonie gewohnt ist; aber dem unsrigen ganz „gewiß nicht."

Wer hier Vieles, und dieß recht genau vergleichen will; und anders bringt er nichts Bestimmtes heraus, der wird finden, daß der Gang der griechischen Sprache und der unsrigen nur in Einem Punkte wesentlich verschieden sey; und daß gerade dasjenige, was den griechischen unterscheidet, sehr leicht zu Monotonie werde. Die Griechen brauchen nämlich nicht selten solche Füße, in denen viele Längen oder viele Kürzen auf einander folgen; und

sie stellen diese oft dicht oder nah zusammen. Ihre Theoristen warnen sie aber auch, ja auf ihrer Hut zu seyn, und weder durch den Gebrauch zu vieler Längen oder zu vieler Kürzen auszuschweifen. Demetrius rechnet viele sich folgende Längen (sein Beyspiel hat nur sechs) in Prosa wenigstens sogar zum Frostigen. Und diese Regel ist kein Einfall, sondern aus den Beyspielen ihrer besten Prosaisten genommen. Wie leicht konnt' es hier auch der Grieche versehn, und dahin kommen, daß er, wie ein Melancholischer, bald sehr langsam, und bald sehr schnell reden mußte.

Da mit folgenden beyden Stellen aus demjenigen Redner, in dessen Beyspielen die Theoristen die besten Regeln des Numerus fanden, nicht wenige andere eben dieses Redners überein kommen; so kann man sich durch sie einigermaßen einen Begriff von dem Gange der griechischen Sprache machen, den sie nämlich dann hatte, wenn unter andern auch jenes Unterscheidende recht gebraucht wurde. Die Stellen stehen beyde in der Rede von der Krone. Die erste fängt an mit: all' uk estin, und endigt mit: Aischinä.

— — — ◡, — — ◡, ◡ — — — ◡ ◡, — ◡ ◡
— — —, ◡ ◡ — — ◡ — —, ◡ — ◡ ◡ —, — —
— ◡ —, — ◡ ◡, — ◡ ◡ —, — — —, — ◡ ◡ —
◡, ◡ — ◡ — — —, — ◡ ◡ —, — — — ◡ — —,
◡ ◡ — ◡ ◡ —, — — — ◡ ◡ — ◡, — ◡ — — —,
— — ◡ — ◡ ◡ ◡ —, — — —, ◡ ◡ —, — — —

— ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑, — ⏑ —, ⏑ ⏑ — — —, — ⏑ — ⏑, ⏑ — —, — ⏑ —, — — —, — ⏑ — — ⏑, — —, ⏑ — ⏑, — ⏑ —.

Die zweyte fängt an mit: tosuton, und endigt mit: hypologisamenos.

⏑ — — ⏑, ⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ ⏑, — — ⏑ —, ⏑ ⏑ —, ⏑ — —, ⏑ ⏑ — — —, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —, ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑, ⏑ — ⏑, ⏑ — ⏑, — ⏑, — ⏑ ⏑ — ⏑, — ⏑ —, — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑, — — —, ⏑ ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑.

Man sieht, daß in der ersten Stelle hier und da mehr Längen, und in der zweyten mehr Kürzen als in unserer Sprache, aber noch nicht zu viele auf einander folgen, und dann, daß da, wo mit wenigeren Längen oder Kürzen abgewechselt wird, die Abwechselung der unsrigen gleicht.

Aber mancher gute Prosaist geht auch, und das nicht selten, weil ihn die Beschaffenheit der Sprache dazu bringt, in der Sache zu weit. Selbst Demosthen thut es. Ich muß aus diesem wenigstens Ein Beyspiel anführen. Es ist: ⏑ ⏑ — — —, — — —, — — —, — — ⏑ — — ⏑, — ⏑ ⏑, — — ⏑, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. (peri prooteioon — Eine bekannte Stelle; ich besinne mich nur auf die Rede nicht.)

In Rücksicht auf diesen Umstand ist der Unterschied zwischen uns und den Griechen der, daß selbst ihre guten Skribenten oft genung derjenigen Regel nicht folgen können, die sie zu Vermeidung eines Fehlers, zu dem unsere Sprache schon an sich selbst unfähig ist, nöthig haben.

Die Griechen bedürfen überhaupt zu Beobachtung ihres Numerus vieler Regeln, und wir beynah keiner. Denn der unsrige, er ist aber, wie ich vorher anmerkte, dem griechischen bis auf den Einen Punkt der Vielheit ähnlich, liegt größtentheils schon in der prosodischen Bildung, und in der festgesetzten Folge der Wörter.

Die erwähnte Ähnlichkeit unsers Numerus mit dem griechischen zeigt, daß der Vorwurf des Monotonischen oder Oligotonischen ungegründet ist.

Übrigens geb' ich gern zu, daß der griechische den deutschen da übertreffe, wo die Vielheit mit strenger Genauigkeit vermindert worden, und also nicht in Aufhäufung oder gar Überhäufung, und dadurch in Monotonie ausgeartet ist. Aber wie oft ist selbst Demosthen (nur wenige wissen recht, wen ich da nenne), weil er sich die ausdrückendsten Worte vom Numerus nicht nehmen lassen konnte, an dieser Klippe gescheitert.

Überhaupt können wir uns trösten, daß jene Vielheit und die mit ihr nah verwandte Aufhäufung un=

serer Sprache fehlt, und dieß nicht etwa bloß wegen der dadurch so leicht entstehenden Monotonie, sondern noch aus einer viel wichtigeren Ursache. Diejenige Bewegung der Worte nämlich, die im Aufhäufen liegt, hat einen so starken Ausdruck, daß es nur wenige Gedanken giebt, für die er sich schickt. Es wird also dadurch gewöhnlich das Verhältniß zerstört, welches zwischen dem Ausdrucke und dem Ausgedrückten seyn muß.

Dieses oft unvermeidliche Aufhäufen ist die Ursach, daß diejenigen griechischen Hexameter, die sieben oder gar neun sich folgende Längen haben, viel öfter als es der Inhalt will, auch wohl manchmal in völligem Widerspruche mit ihm vorkommen. Dieß ist das Schlimmste bey der Sache; das zweyte auch eben nicht sonderlich Gute ist, daß Füße, die aus lauter Längen bestehn, zwar wohl Zeitausdruck, aber keinen Tonverhalt haben.

Ich irrte sonst, und bildete mir ein, daß der Deutsche den Griechen wegen seiner Spondeen beneiden müßte. Ich bin zurückgekommen. Ich habe meine Ursachen angeführt; und mich deucht ja, daß sie laut genung reden. Das will nicht sagen, daß ich uns nicht einige Spondeen mehr wünschte; aber sagen will es, daß unsere Armuth viel besser ist, als der Überreichthum der Griechen. Und selbst ohne diese Vergleichung ist uns unser Mangel nicht nachtheilig. Denn der Trochäe (ich schweige hier davon, was sein Gebrauch im Hexameter noch sonst für Nutzen in An-

sehung des metrischen Ausdrucks hat) der Trochäe vertritt beynah die Stelle des Spondeen.

Die Noth brachte anfangs die Deutschen (denn sie sahen die Sache nicht gleich durch) zur Wahl des Trochäen; aber sie haben, mich deucht, aus dieser Noth eine wirkliche Tugend gemacht. Die Griechen sahen ihre Noth nicht ein, freylich eine ganz andere, aber immer Noth, die des so oft unvermeidlichen Aufhäufens, ja selbst überhäufens, und aus der dann keine Tugend zu machen war. Es wundert mich, daß sie das nicht einsahn, und daß also diese großen Virtuosen in der Verskunst einen Hexameter haben, der manchmal unter der Spondeenlast keucht, und kaum fort kann.

Man stelle sich den Inhalt folgender Hexameter vor, und höre dann auf ihre Bewegung, diesen so starken Ausdruck des Langsamen, den so viele sich folgende Längen haben.

Mä nü toi u chraismä skäptron kai stemma theoio

Ei de k' Alexandron kteinä xanthos Menelaos

Zooma te kai miträ tän chalkäes kamon andres

Alla min Atreidäs durikleitos Menelaos

Ton d' aüt' Aineias Troooon agos antion äuda

Too de dü' Aineia dooken mästoore phoboio.

Daitron pinoosin son de pleion depas aiei

Dâun allâloon amphi stâthessi boeias.

Ich darf nicht unerinnert lassen, daß die Römer und unter ihnen besonders Ovidius viel öfter als die Griechen diesen starken Ausdruck des Langsamen da brauchen, wo er nicht zum Inhalte paßt.

7. „Die deutschen Dichter richten sich bey allen „ihren Sylbenmaßen allein nach dem hohen oder tiefen „Accente, womit man die Sylben ordentlicher Weise „ausspricht. Die lateinischen Dichter hörten genauer, „wie lang diese Sylben an sich selbst waren. Bey ih„nen war ein Wort, worin zwey stumme Buchsta„ben auf einander folgten, lang; und dieses mit Recht: „weil es mehr Zeit erfodert zwey Buchstaben hören „zu lassen, als einen.

„Hierdurch bekamen sie ein sehr genau ausgerech„netes Sylbenmaß.

„Wir Deutschen haben unsre Sylbenmaße so buch„städlich genau, wie die Griechen und Römer die ihri„gen, nicht abgemessen, und auch nicht allzuwohl ab„messen können.“

Die Sylbenzeit der Alten wurde bloß durch das Ohr bestimmt; sie war mechanisch. Die unsrige gründet sich auf Begriffe; (Empfindung und Leidenschaft werden hier nicht ausgeschlossen) Mechanisches, das

aber von andrer Art ist, nimmt sie nur bey Bestimmung der Zweyzeitigkeit zu Hülfe, wohlverstanden, daß sie dieß nicht eher thut, als bis durch die Begriffe nichts mehr entschieden werden kann. Wenn z. B. dich ohne Leidenschaft ausgesprochen wird, so ist es, nach einer Kürze, mechanisch lang: wenn aber mit Leidenschaft, so ist es, ohne Rücksicht auf die vorhergehende Kürze, lang; und dieß ist es, in dem gesetzten Falle, auch nach einer Länge, wo es sonst mechanisch kurz seyn würde. Daß wir auch ein Ohr haben, das genau bemerkt, und dem das Mechanische nicht gleichgültig ist, zeigen wir also genung bey Bestimmung der Zweyzeitigkeit durch die Stellung der Wörter und Sylben.

Das Mechanische der griechischen Quantität war auch darin mangelhaft, daß es die Zweyzeitigkeit nicht bestimmen konnte. Man lernte ihre jedesmalige Geltung nur aus dem Verse kennen. Hier mußte man sich also immer die Regel des Sylbenmaßes denken; und in Dithyramben oder Prosa hatte man gar nichts, womit man sich helfen konnte. Dionys, um wenigstens Ein Beyspiel anzuführen, ist in einer kurzen Stelle auf Demosthenen (von der Krone, gleich im Anfange von hosàn bis agoona) dreymal zweifelhaft, wie er aussprechen solle.

Je mehr Zweyzeitigkeit eine Sprache hat, desto unvollkommner ist sie von dieser Seite, und dieß besonders alsdann, wenn das Zweyzeitige durch nichts

anders als den Vers bestimmbar ist. Denn diese Bestimmung ist keine wahre. Man spricht da nur lang oder kurz aus, weil es so seyn soll, und nicht, weil es so seyn muß. Wie viel Zweyzeitigkeit die griechische Sprache hatte, erhellt unter andern auch daraus, daß der vorhergehende kurze Selbstlaut, oder ein zweyzeitiger, der an dieser Stelle sonst kurz gewesen wäre, zweyzeitig war, wenn das folgende Wort durch zwey Mitlaute anfing. Der Fall ist gar nicht selten.

Ich komme zur Hauptsache der Sylbenzeit, nämlich zu den unveränderlichen Längen und Kürzen.

Man stelle sich einmal vor, in welchen Strömen des Beyfalls wir uns über die begriffmäßige Sylbenzeit ergießen würden, wenn sie der Alten ihre wäre; und mit welcher Geringschätzung wir die mechanische, wenn sie die unsrige wäre, beekeln würden!

Ich wende mich zu den Unpartheyischen. Zu diesen rechne ich auch die, welche bey Begünstigung der Alten wenigstens nicht wider uns Parthey genommen haben.

Die Länge entsteht durch Anhalten, und durch Anstrengung der Stimme, die hierbey nothwendig muß erhoben werden. Wenn wir sagen, daß die Länge den Ton habe, so meinen wir die Erhebung der Stimme. Das Anhalten erfodert eine gewisse Zeit, aber daß die Stimme während dieser Zeit angestrengt oder erhoben wird, ist das Wesentlichste bey der Sache. Ist die Dauer des Wortes See wohl viel größer, als der

Sylbe se in diese, oder des Wortes drung, als der Sylbe drung in Wandrung? Und bey Vergleichung des Wortes See und der Sylbe drung kann vollends das Ohr nicht einmal recht entscheiden, ob jenes eine etwas größere Dauer habe. Gleichwohl ist selbst hier der Unterschied zwischen Länge und Kürze sehr hörbar. Man kann also, denk' ich, daran nicht zweifeln, daß bey uns die Länge, zwar auch durch die Zeit, in der man sie ausspricht, aber noch mehr dadurch entstehe, daß man diese Zeit über die Stimme erhebt. (Bey den Griechen kam die Zeit mehr in Betrachtung, als ihr weniger erhobener Ton, den auch die Kürzen, aber gleichwohl viele Längen nicht hatten. Hiervon hernach.) Unserm Ohre ist bey Hörung der Länge nicht so wohl daran gelegen, wie viel Zeit der Redende, sondern wie er seine Zeit zubringe. Wir hören den Ton gern, mit dem er die Länge ausspricht. Auch Folgendes ist ein Beweis von dem, was ich behaupte: Wenn man in der Leidenschaft so schnell spricht, daß die Buchstaben nur eben gehört werden, und darüber die Länge beynah weniger Zeit als sonst die Kürze hat, so ist es der Ton, was als unterscheidend hervorschallt.

Ich muß hier beyläufig anmerken, daß Einige unter uns, und besonders neuere Scholiasten, denen es die andern nachsprachen, so unrichtig von unsrer Sylbenzeit geurtheilt, daß sie sogar gemeint haben, unsre Längen

wären es deswegen, weil sie den Ton hätten. Aber der Ton macht ja die Länge nicht, sondern sie, die es aus andern Ursachen ist, hat den Ton.

Die Griechen setzten den steigenden Accent auch auf kurze Sylben. Dieser Accent also, und unser Ton sind etwas ganz Verschiednes. Hierbey hab' ich nicht nöthig zu untersuchen, wie z. B. die Aussprache die Länge thro'o in dem Worte anthróopu, von den beyden andern unterschieden habe, die wahrscheinlich gar keinen Ton, wenigstens nicht den unsrigen hatten. Noch mehr: Die Längen mit dem sinkenden Accente hatten gewiß keinen Ton z. B. oòn in pesoòn. Nur die mit dem doppelten Accente dürften vielleicht den unsrigen ähnlich gewesen seyn.

Unser Ton hat drey Modifikazionen. Er ist entweder offen: lo in loben, oder abgebrochen: sann, oder auch gedehnt: Strom. In phōotes konnte phōo nicht wie Strom klingen. Vielleicht klang es wie lo in loben. Nur ōon in theōon und andre solche wurden vermuthlich wie bey uns Strom ausgesprochen.

Überhaupt kann es aber selbst von dem doppelten Accente der Griechen nicht ausgemacht werden, ob er wie unser Ton geklungen habe; und man kann daher sogar die damit bezeichneten Längen, in Vergleichung mit den unsrigen, tonlos nennen. Ich thue es aber gleichwohl

nicht, um, so viel mir nur immer möglich ist, einzuräumen.

Die griechische und die deutsche Länge sind also darin nicht wenig unterschieden, daß bey jener gewöhnlich nur das Anhalten oder die Zeit der Aussprache, bey dieser aber die Anstrengung oder Erhebung der Stimme, und zwar eine stärkere, beständig und mehr als die Zeit, in Betrachtung kömmt.

Bey Aussprechung der deutschen Länge merkt das Ohr am meisten auf den Ton. Dieser schallt vornämlich mit dem Selbstlaute. Darüber werden die Mitlaute, mit denen der Sprechende forteilt, weil es ihm hauptsächlich auf jenen ankömmt, weniger gehört. (Ihr übles Zusammenstoßen ist nicht die Sache der Sylbenzeit, sondern des Klanges.) Die Mitlaute sind ausgesprochen, eh' man sich's versieht, und eben dieses Vorübereilens wegen zieht selbst ihre Vielheit die Aufmerksamkeit nicht sehr auf sich, und ist daher auch von geringerer Wirkung. Dieß ist so wahr, daß die Schnelligkeit der Aussprache mit der Zahl der Mitlaute so gar zunimmt. Ich sage hierdurch nicht, daß z. B. die sechs Mitlaute in sprichst (auch die Griechen hatten, nach Dionysen, Längen von so vielen Mitlauten) kürzere Zeit dauern, als die drey in Sinn, sondern nur, daß man mit jedem einzelnen des ersten Worts mehr, als mit des letzten eile.

Der offne Ton bestätigt das Gesagte am meisten. Denn die Mitlaute vor dem Selbstlaute werden noch schneller, als die nach ihm, ausgesprochen. Und hier folgen keine.

Der gleichwohl angenehmere Ton der Dehnung läßt den Selbstlaut auf den folgenden Mitlauten ausschallen, fast wie die Stimme über den nicht zu stark gespielten Instrumenten schwebt.

Der abgebrochne Ton läßt den Selbstlaut etwas kürzere Zeit, als die beyden andern hören, und bricht zugleich schnell mit den folgenden Mitlauten ab.

Da also dasjenige, was sich bey unsrer Länge am meisten ausnimmt, der vornämlich mit dem Selbstlaute beschäftigte Ton ist; so sieht man, daß sie ohne Grund für zu lang gehalten wird.

Der Ton überhaupt ist bald stärker, und bald schwächer. Bey dem letzten wird die Stimme etwas weniger erhoben, z. E. bey ei in forteilen, bey strom in Waldstrom (strom ist hier nicht kürzer wie Wald; denn es hat die Dehnung. Es ist nur nicht so lang, als es in Stromfall ist) und bey win in Sturmwinde.

Unsere Länge verliert also manchmal, selbst durch den Ton, etwas von der Größe, die man ihr vorwirft.

Ich behaupte gleichwohl nicht, daß sie nicht eine gewisse Fülle habe. Wem auch diese zu groß ist, den

muß ich wohl noch durch Folgendes einigermaßen zufrieden stellen:

Die Länge wird bey uns, wie bey den Griechen, in gewissen Füßen, etwas schneller, als sonst ausgesprochen. Ich würde mich tiefer, als mir hier nöthig zu seyn scheint, einlassen müssen, wenn ich es, wie ich könnte, von noch mehren Füßen, als die Griechen thun, behaupten wollte. Die, von denen es die Griechen sagen, sind nur der Daktyl und der Anapäst. Gleichwohl geben sie der Sache einen weitern Umfang, als ich, weil sie diese Füße als künstliche nehmen. Denn mir scheint es nur von Wortfüßen wahr zu seyn. Ich würde also mit meiner Behauptung doch nicht so weit reichen, wie sie. Denn sie bekommen durch die beyden künstlichen viel mehr Wortfüße, als derer sind, die nach meiner Meinung die schnellere Länge auch haben.

Die lange Sylbe des Daktyls, sagen die Griechen, ist kürzer als die vollkommen lange. Gewisse Anapäste (deren Beschaffenheit aber nicht bestimmt wird) haben eben die unvollkommne Länge und werden dann Zirkel genannt. Katagan ist ein solcher Anapäst. Der bekannte Vers Homers:

Aūthis epeita pedonde kūlindeto laas anaithās

hat lauter unvollkommne Längen.

Wer sich überzeugen will, daß es bey uns auch so ist, der darf nur z. B. donnerte und Donnerton aussprechen, und er wird hören, daß Don in dem ersten Fuße kürzere Zeit, als in dem letzten währt. Jeder weiß, wie rasch der Anapäst ist, und daß daher auch seine Länge schnell ausgesprochen wird. Den Unterschied, den die Griechen zwischen den Anapästen machen, kennen wir nicht.

Ich merke noch an, daß nach Homers Verse don und lin (man glaubte so gar, daß die anfangenden d d der beyden folgenden Sylben verlängern hälfen,) auch mit unter den unvollkommenen Längen der Griechen sind. Man muß also entweder die Wirkung der genannten Füße, als überstark, das sie doch nicht seyn kann, annehmen, oder zugestehen, daß sich überhaupt die griechischen Längen den unsrigen, denn sie und wir haben ihrer viele wie die angeführten, in Ansehung des Mechanischen (das aber bey uns nur Beschaffenheit ist) bis auf den Ton so ziemlich nähern. Denn wo fern der Unterschied so groß wäre, als gewöhnlich geglaubt wird; so müßte, in unserm Falle, nicht von der unvollkommenen Länge, sondern bloß von der aufhörenden Überlänge die Rede seyn.

Es ist übrigens aus den bisher angeführten Ursachen so wahr, daß unsre Länge keinen zu großen Umfang hat, daß es auch für den Vorleser deutscher Gedichte eine gute Regel ist: Die Länge etwas merklicher hören

zu lassen, als er bey Vorlesung der meisten Prosa, oder im Gespräche zu thun pflegt.

Noch ein Wort vom Sprachtone. Er hat an sich selbst eine gewisse Annehmlichkeit. Denn er besteht in einer kleinen angehenden Modulazion, die der leidenschaftliche Ton, auf seine Art, ausdehnt oder verstärkt. Wenn eine Länge, die den Sprachton nicht hat, mit Leidenschaft soll ausgesprochen werden; so muß der Redende einen S p r u n g t h u n. Hierdurch entsteht z u v i e l Abstechendes zwischen der ruhigen und leidenschaftlichen Deklamazion, der gewöhnliche Fall bey den Griechen. Unsere Längen haben den Sprachton allezeit. Wir g e h e n daher immer nur ü b e r. Man sieht, daß die Griechen nicht nur das Angenehme der kleinen Modulazion oft entbehren, sondern daß sie auch, weil sie bey dem Leidenschaftlichen einen Sprung thun müssen, von der Stimmentragung (denn auch die Deklamazion hat die ihrige) nicht wenig verlieren.

Allein unsre Kürzen, sagt man, sind denn doch wohl wenigstens nicht kurz genung.

Wem denn nicht kurz genung? Dem Deutschen, dessen Ohr sich an seine Sprache, und nicht an die griechische gewöhnt hat?

Aber es giebt ein Häufchen Gelehrte, von denen die wenigsten Homeren in seiner Sprache lesen, und die meisten bloß Nachsprecher sind, welches, so oft es auf den deutschen Hexameter kömmt, so davon redet, als ob

es glaubte, daß auch die deutschen, denen nie ein homerischer Laut zu Ohren gekommen ist, oder die Nazion, ihren Hexameter nur immer gegen den griechischen hielte, und ihn, sobald er diesem ungleich wäre, verwürfe.

Dieß ist die Ursache, warum man der Mühe, solche Einwürfe zu beantworten, nicht völlig überhoben seyn kann.

Allerdings würden viele von unsern Kürzen für das Ohr der Griechen sogar Längen gewesen seyn. Denn mehr Mitlaute oder ein Doppellaut mußten auf sie nothwendig einen starken Eindruck machen, weil sie, bey den vielen tonlosen Längen, die sie zu hören gewohnt waren, nur diesen Eindruck bekamen.

Ich will doch, was die Mitlaute betrifft, ein paar Worte davon sagen, wie weit die Aufmerksamkeit auf den Einen von keinem andern geschwächten Eindruck die Griechen führte.

Ihre kurzen Selbstlaute (auch die zweyzeitigen sind in denen Fällen hierher zu rechnen, in welchen sie, ohne Posizion, immer kurz sind) wurden auch dann lang, wenn

1) der Eine von zwey folgenden Mitlauten zu der nächsten Sylbe oder zum nächsten Worte gehörte, als gel in segelte, oder tes in sanftes Gelispel, und wenn

2) die Mitlaute beyde zur nächsten Sylbe oder zum nächsten Worte gehörten, als Ge in Gestade, oder te in Laute klang. (Das letzte ist zweyzeitig, und wird daher auch lang gebraucht.)

Welche Feinheit des griechischen Ohrs! wird man ausrufen.

Feinheit des Ohrs wär's also, wenn es hören mag, daß man die Kürze gewaltsam zur Länge ausdehnet? Und das thut man in den angeführten Fällen.

Denn Sylben oder Wörter, die noch nicht ausgesprochen sind, können an denen, die es schon sind, und also auch die Mitlaute der folgenden Sylben oder Wörter an der Kürze der vorhergehenden nichts ändern. Wer dieß nicht zugesteht, der gesteht auch nicht zu, daß die Sylben wahre, das ist, durch die Aussprache unterscheidbare Theile der Wörter, und diese der Sätze sind.

Man dehnet also hier die Kürze zur Länge aus, weil man wohl will, und nicht, weil man durch das, was folgt, dazu gebracht wird.

Die Griechen selbst merkten etwas davon, und noch mehr als sie die Römer, daß sie hier nicht auf dem rechten Wege wären. Denn sowohl bey diesen als bey jenen wurde die vorhergehende kurze Sylbe wenigstens zweyzeitig, wenn die folgende zu eben dem Worte gehörige mit gewissen Mitlauten anfing, als Be in Begriff. Wenn man mir mit den alten Gramma-

tikern sagt, daß Be hier deswegen zweyzeitig werde, weil gr leichter auszusprechen sey, wie z. B. st, welches die vorhergehende Kürze allezeit lang mache, als Be in Bestand; so antwort' ich, daß es hier auf diese Verschiedenheit gar nicht ankömmt. Denn eine noch nicht ausgesprochene Sylbe kann einmal auf eine schon ausgesprochene keinen Einfluß haben. Es liegt also hier auch an ihrer Beschaffenheit nichts. Die Ursach scheint mir daher eine ganz andre zu seyn. Man fühlte das Unangenehme der Kürzendehnung; und so suchte man sich davon wenigstens da los zu machen, wo man es, unter dem Schutze des ersten des besten Scheingrundes, thun konnte. Gleichwohl gelang es nicht recht damit. Denn es wurde in unserm Falle nur Zweyzeitigkeit gestattet, und es durften also die, welche Geschmack am Dehnen fanden, beym Alten bleiben. Es ist nicht nöthig zu untersuchen, was hier die Nazion von den Dichtern, oder diese von jener annahmen, oder auch, ob die letzten (eine Sonderung, welche sich nach Quinctilianen die Römer manchmal erlaubten) von der gewöhnlichen Aussprache abwichen.

Die mit einem kurzen Selbstlaut endende Sylbe, wenn das nächste Wort durch zwey Mitlaute anfing (te in Laute klang) war nur bey den Griechen zweyzeitig, und zwar, wie es scheint, nicht in Prosa, sondern bloß in Versen; aber die Römer verwarfen diese Verfeinerung der Posizion selbst in ihren Versen.

Ich erkläre mich übrigens nur in sofern gegen die Posizionen, als durch sie eine widrige Dehnung entsteht.

Ganz was anders ist es also, wenn ein Grieche z. B. unser kurzes gelt in segelt, weil hier die beyden letzten Mitlaute zu eben der Sylbe gehörten, lang aussprach. Ich gestehe auch zu, daß dieses gelt, welches bey uns, dem Begriffe gemäß, kurz ist, keine leichte Kürze habe. Aber wenn es auf die Wahl zwischen der nicht leichten und der zur Länge gedehnten Kürze ankömmt; so zweifelt mein Ohr keinen Augenblick, und zieht jene vor. Überdieß haben wir solcher mangelhaften Kürzen gewiß viel weniger, als die Griechen solcher noch weit mangelhafteren Längen hatten. Auch kommen wir mit jenen, durch Hülfe der schnelleren Aussprache, ganz gut zurecht, indem wir ihnen dadurch einige Leichtigkeit geben.

Denn wir lassen überhaupt die Mitlaute unsrer Kürzen noch schneller hören, als der Längen ihre; und fürs zweyte eilen wir auch mit ihrem Selbstlaute, weil er tonlos ist. Ob sie nun gleich durch die Zeit des Aussprechens von den Längen schon unterschieden sind; so unterscheidet sie doch ihre Tonlosigkeit noch mehr, und zwar deswegen, weil der Umstand, daß ihnen der Ton immer fehlt, eben so merklich ist, als der, daß ihn die Längen beständig haben.

(Ich merke hier beyläufig an, daß wir der größern Schnelligkeit, mit der wir die Mitlaute der Kürze aus=

sprechen, die richtige Aussprache des g in der Endsylbe ung, das in dem Worte drung in k verwandelt wird, vermuthlich zu danken haben. Denn g ist schneller als k.)

Bey den Alten ist das Mechanische Ursach der Sylbenzeit; bey uns ist es, bis auf dasjenige, welches die Zweyzeitigkeit mit bestimmt, nur Beschaffenheit. Die Ursach liegt bey uns tiefer.

Die Wörter und die Sylben sind bey uns lang, wenn sie Hauptbegriffe, und kurz, wenn sie Nebenbegriffe ausdrücken. Das Wort Ruf ist lang. In Rufes ist die Sylbe Ru lang, und die Sylbe fes kurz. Ich kann hier über die Sache nicht umständlich seyn, aber ich werde es in meiner Grammatik noch mehr seyn, als ich es in einem heraus gegebenen Fragmente schon gewesen bin.

Die Länge hatte, selbst nach der Meinung der Alten, einen gewissen Nachdruck. (Ja sogar etwas Großes, das, wenn man den Perioden damit anfange, die Zuhörer sogleich erschüttre, und sie, wenn man ihn damit ende, in eben dieser starken Empfindung verlasse. Vielleicht übertreibe ich meine Unpartheylichkeit, daß ich dieß nicht mit in Rechnung bringe.) Aber wenn nun dieser Nachdruck da ist, wo er nicht hingehört, und ihn z. B. die Veränderungssylbe hat? und wenn er da fehlt, (auch der öftere Fall) wo er hingehört, und ihn z. B. die Stammsylbe nicht

hat? Widerspricht denn nicht etwan hier der Ausdruck dem Inhalte? Und sollte eine Sylbenzeit, die sich auf das Mechanische gründet, und eben dadurch solche Widersprüche nothwendig macht, nicht in ihrer ersten Anlage ein wenig verwahrloset seyn?

(Es ist, wie mir es vorkömmt, keine leichte Aufgabe: Die Ursachen zu finden, welche irgend eine Nazion dahin bringen können, sich zu einer so widersinnigen Vertheilung der Längen und Kürzen zu vereinigen.)

Die Griechen selbst witterten etwas von der Sache. Einer ihrer Theoristen sagt: „Man komme, so oft man „kann, zu denen Benennungen zurück, die durch kurze „Sylben umgeendet werden. Denn viele lange dieser „Art sind dem Ohre zuwider." Er trifft freylich den rechten Punkt nicht, indem er das Urtheil des Verstandes dem Ohre zuschreibt, aber daran liegt nichts: genung er fühlt, daß hier etwas nicht so recht in der Ordnung sey.

Mich deucht, selbst die gedankenlosesten Bewunderer der Alten müßten einsehn, daß eine solche Sylbenzeit, in Vergleichung mit einer, die, in einem so wesentlichen Punkte, gerade die gegenseitigen Vortheile hätte, nicht wenig verlöre.

Und dieß ist gleichwohl noch nicht Alles. Die Deklamazion kann den leidenschaftlichen Ton nur mit der Länge hören lassen. Die Kürze kann ihn nicht an=

nehmen; sie ist zu flüchtig dazu. Wie soll man es aber nun machen, wenn man Längen vor sich findet, bey denen es schon unnatürlich ist, ihnen den erwähnten Nachdruck zu geben? Wie soll man z. B. bey Aussprechung der zweyten Länge in me miserum — ◡ ◡ — verfahren? Soll man sie ein wenig sinken lassen? Aber so bleibt sie ja nicht lang genung; und, welches noch nachtheiliger ist, so faßt sie das Leidenschaftliche nicht mehr. Und wie soll man es vollends alsdann machen, wenn man Worte antrifft, die sich entweder (man erlaube mir auch dieß zu berühren, ob ich gleich anfangs vom Leidenschaftlichen allein sprach) in Ansehung des ausgedrückten Gedankens vor den übrigen ausnehmen, oder den stärksten leidenschaftlichen Ton erfodern; aber gar keine Länge haben? Als im ersten Falle:

◡ ◡
Scribendi recte saper' est et principi' et fons.

Wie unbedeutend muß man hier dasjenige Wort aussprechen, worauf es in dem Verse vornämlich ankömmt. Und im zweyten Falle möcht' ich doch wohl einen von denen, welche die Alten immer im Munde

◡ ◡
führen, das Homerische; Zeu pater idäden, vorlesen hören, oder das, mit dem bey Simoniden sich Danae in ihrer Wehmuth an Jupitern wendet, oder auch aus Virgilen:

Jam, jam nec maxima Juno,

◡ ◡

Nec saturnius haec oculis pater adspicit aequis.

Noch für beyde Fälle: (wie viel Beyspiele könnt' ich anführen)

◡ ◡ ◡◡

At Venus aetherios inter dea candida nimbos.

Und Bacchus mit so starken Beywörtern in diesem Verse, der aus lauter Kürzen besteht:

Bromie doratophore, enůalie, polemokelade!

Ich hatte einen Freund, der die Alten wirklich kannte, und nicht bloß nach Art derer Reisenden, die nur in Beschreibungen herum gewandert sind, von ihnen schwatzte, und der zugleich äußerst sorgfältig war, den Rechten der Deklamazion nichts zu vergeben. Ich ließ ihn mir aus Homeren vorlesen. Wenn er auf Stellen wie die angeführten stieß, und das geschah sehr oft, so wußte er seinem Leibe keinen Rath, wie er sich durcharbeiten sollte. Endlich mußt' er sein Schiffchen treiben lassen. Ich war indeß, in der Vorstellung, am vaterländischen Ufer, und sah seinem Schicksale mit der Theilnehmung der bekannten Verse zu:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra magn' alterius spectare laborem;

Non quia vexari quemqu' est jucunda voluptas,
Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suav' est. *)

Wir wollen itzt die Sache noch einmal, obgleich mit einigen Zusätzen, aber gleichwohl in kurzem übersehen:

Deutsche Länge. Ton, das Herrschende. Schnelle Aussprache ihrer Mitlaute, die mit der Zahl derselben zunimmt. Hat eine gewisse Fülle, die dem Ohre, und der Vorstellung von dem mit der Länge verbundenen Nachdrucke genung thut. Wird angenehm durch den Ton. Erleichtert durch ihn die Stimmentragung der leidenschaftlichen Deklamazion.

Griechische Länge. Ist gewöhnlich (vielleicht immer) tonlos. Verliert dadurch, was die unsrige durch den Ton gewinnt. Hat nicht selten, wie die unsrige, viel Mitlaute. Ob man diese auch schnell aussprach, wissen wir nicht. Fülle und dadurch entstehendes Genungthun fehlt ihr wenigstens dann im hohen Grade, wenn sie, wegen eines so beschaffnen

---

*) Es ist angenehm, bey hohem Meer und wüthendem Sturme den harten Kampf eines Andern vom Lande her zu sehen; nicht als ob fremdes Leiden eine so süße Wollust wäre; sondern weil der Anblick von Unfällen, die uns selbst nicht treffen, angenehm ist.

Mechanischen, daß es nicht wirken kann, was es wirken soll, eigentlich in einer Dehnung der Kürze besteht. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß wohl ein Drittel der griechischen Längen es durch die Kürzendehnung seyn möchten.

Deutsche Kürze. Muß nicht nach dem bösen Scheine, den ihr manchmal die Zahl der Buchstaben giebt, sondern nach der Aussprache derselben beurtheilt werden. Ist öfter leicht, als bisher ohne Untersuchung von einigen angenommen worden ist. Denn alle unsere Veränderungssylben (ich übergehe die Ableitungssylben be, ge, er, ver, u. s. w) haben, bis auf est und end und solche wie dert in wundert, eine leichte Kürze. Und diese bleibt, was sie ist, wenn auch das Folgende durch Mitlaute anfängt. Selbst leichte Kürze wär' also, was bey den Griechen Länge ist? Allerdings. Oder man zeige, daß die noch nicht ausgesprochene Sylbe etwas verändern könne.

Griechische Kürze. Ist öfter leicht, als die deutsche, aber nicht so oft, als gewöhnlich geglaubt wird. Denn die langen Selbstlaute der Griechen und ihre Doppellaute werden oft auch kurz ausgesprochen. Außer dem macht auch der steigende Accent die kleine Kürze zur größern. Das erste gehört zwar eigentlich zum Sylbenzwange; aber gerade der Umstand, daß sich die Griechen auch denjenigen Sylbenzwang erlaubten, welcher in der gekürzten Länge besteht, zeigt

sehr auffallend, daß das Urtheil ihres Ohrs, in Ansehung der leichten Kürze, so überstolz nicht war, als es ihren Anstaunern vorkommt.

Wie wichtig der Unterschied zwischen der deutschen begriffmäßigen Sylbenzeit, und der mechanischen der Griechen sey, hört man besonders in guten Gedichten. Denn in diesen herrscht die Leidenschaft. Und die muß die Deklamazion in einem Gedichte, dessen Sprache die mechanische Sylbenzeit hat, oft an der unrechten Stelle, und oft kann sie sie gar nicht hören lassen. Das Verfehlende der Deklamazion ist dem Zuhörer, sobald es auf die Leidenschaft ankömmt, auch in seinen kleinsten Abweichungen, schon zuwider; allein wenn sie nun gar die rechte Stelle verfehlt? Ganz was anders ist es zwar, wenn sie gar keine Stelle findet, und deswegen auf einmal wie verstummen muß; aber weniger zuwider ist es dem Zuhörer gewiß nicht.

Man giebt durch die Art, mit der man, in Ansehung der Sylbenzeit, bey uns die Alten vorliest, oder Reden in ihren Sprachen hält, der Prosa und dem Verse einen ganz andern Gang, als sie haben. Gleichwohl würde derjenige, der es anders machte, für einen Sonderling gehalten werden, und in einer großen Versammlung die prosodisch richtige Aussprache gewiß nicht ungestraft wagen. Denn die Zuhörer mögen eine Aussprache, die ihnen sogar Numerus und Sylbenmaß zerstört, dennoch lieber hören, als eine, die so oft

wider den Sinn und die Leidenschaft ist, oder gar über sie weghüpfen muß.

8. „Der Takt unserer Sprache begnügt sich meist „mit ganzen, und halben, und nur sehr wenigen vier„tel Schlägen, und kann es daher der griechischen in „ihrem viel theilbareren Takte mit all seinen halben, „viertel, achtel und sechzehntel Schlägen nicht nach„thun, noch die Mensur eines jeden Hexameters sol„chergestalt ausfüllen, daß es weder zu viel noch zu „wenig ist. In dieser Mensur läßt die griechische „Sprache nicht die kleinste Lücke, die sie nicht, ohne „nur um ein Härchen zu überfüllen, auf das genaueste „ausfüllen könnte. Dieß Geschick hat sie ihrem so „sehr ins Kleine und Feine getheilten Takte zu ver„danken."

Die griechischen Längen sind also halbe Schläge, oder Viertel, und die Kürzen Achtel oder Sechzehntel.

Warum mögen doch nur bey den Griechen und nicht auch bey uns die Endungen der Wörter wie M e e r e oder e i l t e Achtel; und derer ihre wie A u e oder w e h e Sechzehntel seyn dürfen? Doch ich halte mich itzt hierbey nicht auf. Der Punkt, worauf es hier ankommt, ist: Wenn die Vergleichung in Rücksicht auf die Worte: „Die kleinste Lücke wird, ohne nur um ein „Härchen zu überfüllen, auf das genaueste ausgefüllt" einen a n w e n d b a r e n Verstand haben soll; so mußten die Griechen, statt der Achtelkürzen, die d o p p e l t e Z a h l

von Sechzehntelkürzen setzen. Auf gleiche Art mußten sie bey den verschiedenen Längen verfahren. Und so gab es denn, z. E. was die Kürzen betrifft, auch vier- und fünfsylbige Daktyle.

9. „Welche nordische Sprache mit ihren vielen „starkleibigen ein- oder zweysylbigen Wörtern hinten „und vorn mit rasselnden Consonanten verpanzert, bey „deren Niedertritt der Boden dröhnt, wäre wohl im „Stande den leichten flüchtigen griechischen Hexameter „in seinem schwebenden Gange, der kaum die Spitzen „des Grases krümmt, nachzubilden? Man will, daß „eine Sprache, die weit weniger, und ganz andere „Gelenke hat, einer Sprache, die ganz und gar Ge- „lenk ist, ihre Zauberkünste nachmache. . . Der Grieche „tanzet Heldentanz, der Deutsche, der das nicht kann, „schreitet dafür Heldenschritt. Aber wie wenn der Letzte „den Tanz des Ersten plump nachtanzte?“

Gelenke sollen doch wohl Sylben bedeuten. Aber von welcher Seite sind sie hier anzusehen? in Beziehung auf ihren Klang? oder auf ihre Zeit? Denn die Starkleibigkeit, das Rasselnde, die Verpanzerungen und das Bodendröhnen macht irre. Man glaubt da vom Klange reden zu hören. Unterdeß sind ja Wohlklang und Sylbenzeit ganz verschiedene Sachen, und nur von dieser ist die Frage, wenn man die Schicklichkeit einer Sprache zu irgend einer Versart

untersucht. Also von den Sylben in Beziehung auf ihre Zeit.

Entweder haben die Worte: Ganz andere Gelenke, und plumpes Nachtanzen keinen bestimmten Verstand, oder es wird hier behauptet: Nicht etwa nur die Kürzen, sondern auch die Längen unserer Sprache seyen überhaupt für den Hexameter zu lang. Aber warum dieß denn nicht auch für jede andre Versart, und also auch für den Jamben, der, wenn man ihn ausnimmt, als ein Vers, der wohl fürlieb nehmen müsse, herunter gesetzt wird? Es folgt nichts weniger aus der Behauptung, als daß wir am besten thun, gar keine Verse zu machen. Es folgt noch mehr. Wir dürfen uns sogar nicht einfallen lassen in Prosa auf den Numerus zu sehen. Und warum sollten wir auch das eine oder das andere thun? Denn in unserer Sprache sind nun einmal beynah alle Sylben zu lang, weil sie den Hauptfehler hat, daß sie nicht die griechische Sprache ist. Wenn das nicht wäre, so könnte man freylich wohl sagen: Das Wesentliche, worauf es bey der Sylbenzeit irgend einer Sprache ankäme, wäre, daß sie wirkliche Längen und wirkliche Kürzen hätte, und nicht wegen vieler unbestimmbarer Zweyzeitigkeiten hin und her schwankte.

Mehr Mitlaute, könnte man fortfahren, und Doppellaute kämen zwar in unsrer Sprache auch als Ne=

benbeschaffenheiten der Längen und Kürzen, in Absicht auf ihre Grade, in Betrachtung; müßten aber vornämlich von Seiten des Wohlklangs oder übelklangs angesehen werden.

Ich halte es nicht für überflüßig, hier etwas vom Klange unserer Sprache zu sagen.

Ich habe fast noch nichts über Verskunst und Numerus gelesen, worin man nicht Wohlklang und Sylbenmaß so leicht, und so nothwendig zu unterscheidende Sachen oft miteinander verwechselt hätte. Einige mischen sogar die Quantität mit ins Spiel, und lassen sie neue Verwirrung anrichten. Die Deutschen machen es hier wohl so schlimm als andere; aber beynah noch schlimmer als andere machen sie's, wenn sie von dem Klange ihrer Sprache reden, indem sie dieselbe für gar gewaltig rauh und hart ausschreyen. Wobey sie denn Vieles, und unter andern das nicht so recht bedenken, daß sie dadurch die Ausländer auf alle Weise berechtigen, in dem einmal angenommenen Tone immer lauter zu werden. Es ist eine rechte Lust jene von der Sache sprechen zu hören. Sie können da kaum Worte genung finden, um sich ja recht stark auszudrücken. Obige Stelle ist ein Beweis davon. Ich wiederhole sie, weil es denn doch wirklich nicht wenig Vergnügen macht so etwas zu lesen.

„Die deutsche Sprache mit ihren vielen starkleibi„gen ein= oder zweysylbigen Wörtern, hinten und vorn

„mit rasselnden Consonanten verpanzert, bey deren
„Niedertritt der Boden dröhnt.“

Ich merkte vorher an, daß diejenigen unter uns, die unserer Sprache in Ansehung ihres Klanges so unhold sind, gleichwohl vieles dabey nicht so recht bedächten.

Folgendes (es ist eine Stelle aus meiner Grammatik,) kann sie, wofern sie anders in diesem Punkte noch einiger Unpartheylichkeit fähig sind, überzeugen, daß es eben so ungegründet nicht ist, was ich anmerkte.

Ein Selbstlaut hat in unserer Sprache gewöhnlich zwey Mitlaute zu Begleitern, die bald durch ihn getrennt werden, und bald neben einander vor ihm oder hinter ihm stehen. Dieß ist die Haupteigenschaft ihres Klanges.

Diese Stärke wird Härte, wenn die Mitlaute nicht gut zusammen stoßen.

Zwey Selbstlaute und Ein Mitlaut sind das Gegentheil von der genannten Haupteigenschaft. Es ist dieser Klang aber auch nicht sanft, sondern er ist weich. Besser ist es in Härte, als in Weichheit auszuarten. Wenn von Ausartung die Rede ist; so ist der Stärke ihre männlicher.

Die griechische Sprache verbindet gewöhnlich nur Einen Mitlaut mit dem Selbstlaute. Die Haupteigenschaft ihres Klanges ist also nicht Stärke, sondern Sanftes. Sie wird aber auch hart durch das sehr oft

vorkommende, und übelklingende o i, welches noch obenein nicht selten nach oder vor a i stehet; und durch die eben nicht ungewöhnliche Verbindung solcher Mitlaute, die nicht gut zusammen stoßen, als wenn z. E. p t, t m, m n, und p h t h die Sylben anfangen: und sie wird weich, durch die ziemlich gewöhnliche Zusammensetzung zweyer Selbstlaute mit Einem Mitlaute.

Wir verbinden manchmal noch mehr als zwey Mitlaute mit Einem Selbstlaute, und hierdurch wird unsere Sprache, jedoch nicht immer, hart. Denn es kommt nicht wenig darauf an, in welcher Folge diese Mitlaute bey ihrem Selbstlaute stehen. Auf der andern Seite setzen wir viel öfter auch nur Einen Mitlaut zu dem Selbstlante, als wir über zwey dazu setzen.

Der Klang der griechischen Sprache wäre also vornämlich sanft, dann aber auch nicht selten hart, und weich; und der deutschen vornämlich stark, hiernächst oft auch sanft, und selten hart.

Sie artet nur in Einem Punkte aus; die griechische aber in zweyen, und dieß, wenigstens in Ansehung des Weichen, noch dazu öfter.

Aber vielleicht gesteht man die seltne Ausartung ins Harte unserer Sprache nicht zu, und sagt, daß da, wo zwey Mitlaute vor oder nach dem Selbstlaute gehört werden, es oft solche sind, die nicht gut zusammen stoßen. Gut denn, ich will in Absicht auf selten

geirrt haben, ich will o f t gelten lassen. Aus meinem Geständnisse, das ich gleichwohl nur so halb und halb, und aus übertriebner Liebe zur Gerechtigkeit gethan habe, folgt indeß nichts mehr, als daß Vortheilhaftes und Nachtheiliges auf beyden Seiten von ungefähr gleich sey. Und doch fürcht' ich beynah, (denn so sind wir Deutschen, immer gegen uns selbst!) daß man, wie sorgfältig ich auch das Gesagte aus der Sprache selbst, und nicht aus partheyischen Vorstellungen von ihr genommen habe, dennoch behaupte, sie verliere bey der Vergleichung. Allein weiß man denn auch, welche schwer zu führende Erweise man sich durch die Behauptung aufgebürdet hat? Keine leichtere, als: Die Ausartung ins Weiche sey eine schöne Ausartung; und: Das Sanfte habe den Vorzug vor dem Starken. Ich sage hierdurch nicht, daß ich dieses jenem vorziehe; ob ich es gleich mit recht guten Gründen thun könnte: aber das kann ich auch nicht zugestehn, daß man das Sanfte über das Starke setze.

Der Vorzug des einen oder des andern muß durch die Beschaffenheit der Gegenstände entschieden werden. Der Klang der Wörter ist Mitausdruck. Es kömmt also darauf an, ob die Gegenstände des sanften Mitausdrucks oder des starken wichtiger sind.

Aber oft, sagt man mir, ist der Klang nicht allein nicht Mitausdruck, sondern sogar das Gegentheil des Wortsinns. Weil in diesem Falle der Klang leerer

Schall wird; so ist er nun für das Ohr allein da, und diesem gefällt auch das Starke. Es hört den rauschenden Strom eben so gern, als den rieselnden Bach.

Auch die Doppellaute tragen das Ihrige zum starken Klange bey. Wir müssen u. s. w.

Dieß aus der Grammatik.

Ich setze hier noch etwas hinzu, das die griechische Sprache betrifft. Ich sagte, daß die Haupteigenschaft ihres Klanges das Sanfte wäre. Ich erwähnte auch der Einschränkung dieses Satzes. Folgendes, das ein Grieche von seiner Sprache sagt, bestätigt diese Einschränkung.

Wenn es, sagt er, bey Homeren der Inhalt erfodert; so wählt er Selbstlaute, die am wenigsten gut klingen, und von den Mitlauten überhaupt die, welche am meisten rauschen, und von den stummen diejenigen, die am schwersten auszusprechen sind. Er häuft sie; und die Sylben sind dann nicht leicht, sondern haben viel Gewicht, und ihre Töne stoßen nicht gut zusammen.

Der Kritiker führt nur wenig Stellen an, und setzet hinzu, daß es eine zu mühsame Arbeit seyn würde, wenn er, was man etwa verlangen möchte, von Allem, wie er gesagt hätte, Beyspiele anführen wollte. Da er sich hierdurch auf viele andere Beyspiele bezieht; so zeigt er uns, daß seine Sprache eben nicht arm daran ist.

Welchen üblen Eindruck das Weiche des Klanges mache, ist mir besonders in einer Stelle Homers aufgefallen, wo unter folgenden Wörtern, die alle einen starken Klang haben, und dadurch zum Inhalte passen: ulůmpoio, karånoon, pharetrån, eklanxan, chooomenoio, kinåthentos, eoikoos, auf Einmal åie (— ◡ ◡) auch was zu sagen haben will.

Auch Folgendes führe ich nicht, weil es was entscheidet, sondern des Mannes wegen an, der es gesagt hat. Denn sein verdientes Ansehen könnte die Laien irre machen. Wie ich denn überhaupt diese kleine Schrift vornämlich um ihrentwillen schreibe, und darin so manches berühre, das sonst wohl Ruhe vor mir gehabt hätte, damit sie sehen, woran sie bey der Sache mit diesem und jenem Theoristen sind, und daß sie ganz recht daran thun, sich ohne Weiteres dem Eindrucke zu überlassen.

Außer dem habe ich dabey noch eine Nebenabsicht. Man soll nämlich einst Anlaß zur gehörigen Verwundrung über die haben, für welche zu unserer Zeit die deutsche Verskunst, diese kleine leichte Kenntniß, ganz eigne Schwierigkeiten hatte.

Dürft' ich übrigens den Laien einen Rath geben, so wäre es dieser: Sie sollten die Gelehrten, die ihnen mit dem Wenigen immer in den Ohren liegen, was sie von der kleinen Kenntniß entweder wirklich nur haben, oder zu haben scheinen wollen, diese Gelehrten

gar nicht mehr anhören, und glauben, was so wahr ist, und was ich aus so vielen Erfahrungen weiß, daß sie die Wirkungen des Sylbenmaßes richtiger und stärker empfänden, und sogar auch die Prosodie unserer Sprache gewöhnlich besser kennten, als jene, und zwar selbst in dem Falle, daß man noch etwas mehr Kenntniß hätte, als vorgegeben wird.

10. „Mir kam es immer vor, wenn man Hexa„meter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so „wäre die Arbeit zu leicht; und leichte Arbeit ist auch „in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmo„nie beybehalten, und richtige Füße von langen und „wirklich kurzen Sylben abwechseln lassen, wie Herr „Uz und von Kleist gethan haben, so wäre die mecha„nische Arbeit sehr schwer."

Sind die deutschen Längen auch keine wirkliche? Dieß wird nicht bestimmt genung gesagt. Ich bleibe daher nur bey den Kürzen stehen. Kleist gehört nicht hierher; er hat nie den Einfall gehabt, sich auf diejenigen Kürzen einzuschränken, die es auch nach den Regeln der beyden alten Sprachen sind; und die andern, der Versart wegen, als wären's Längen, zu brauchen. Man trifft im Gegentheil manchen Sylbenzwang bey ihm an. So wenig hat der Verfasser das untersucht, worüber er zu entscheiden meint. Aber Uz hat das, wessen Kleist fälschlich beschuldigt wird, einmal in einem kurzen Gedichte gethan. Ich glaube nicht, daß er diesem

Spiele die Folgerung zugestehe, die daraus gemacht wird. Doch dieß geht mich nichts an; ich hab' es nur mit dem zu thun, der so etwas darin findet.

Daß also die meisten von denen Kürzen, die in unsern Jamben wirkliche Kürzen wären, sobald sie der Zauberstab des Hexameters berührte, aufhörten es zu seyn, und Längen würden.

Und daß also gleichfalls, wie sich versteht, um die Harmonie beyzubehalten, und richtige Füße zu haben, viele von denen Kürzen der Alten, die es in ihrem Hexameter wären, sobald der von ihnen aufgenommene Jambe seine Zauberey damit vornehme, auch aufhörten es zu seyn, und Längen würden.

Es ist z. E. um das, worauf es bey der Vergleichung hauptsächlich ankömmt, heraus zu nehmen, den beyden alten Sprachen eben so eigenthümlich viele kurze Stammsylben zu haben, als der deutschen die durchgängige Kürze der Veränderugssylben eigenthümlich ist. Daher denn hier die Verwandlung am gewöhnlichsten vorfallen würde.

Ich zweifle, daß selbst die Alten, bey denen es denn doch viel natürlicher gewesen wäre, von uns gefodert hätten, unsere Sylbenzeit zu verändern, wenn wir Hexameter machen wollten. Denn was würden sie uns haben antworten können, wenn wir dann unsrerseits für den aufgenommenen deutschen Jamben z. E. folgende Sylbenzeit von ihnen verlangt hätten:

- - - -
Retegiturque merito ea sciola.

Übrigens dürfen sich unsere Zeiten gleichwohl nicht rühmen, die Entdeckung gemacht zu haben, daß, der Versart wegen, eine solche Verwandlung vorgehen müsse, und wirklich vorgehe. Der alte Conrad Geßner, der sich schon vor vielen Jahren an den Hexameter wagte, hat sie gemacht. Ihr zufolge besteht dieser Hexameter:

Tönender sangen verborgen von Büschen mit liebender Klage

aus lauter langen Sylben.

Aus gleicher Ursach sind in folgendem Verse aus Uzen die bezeichneten Sylben lang:

- - - -
Den Frühling, welcher anitzt durch Florens Hände bekränzet

Oder sollen sie kurz seyn? Wenn das ist; so haben wir gar für eine und eben dieselbe Versart zweyerley Sylbenzeit, der Alten ihre da, wo zwey sich folgende kurze Sylben hingehören; und unsre, wo Eine hingehört, nur daß wir der ersten, bey Setzung der Einen Kürze, auch folgen dürfen.

Zu sagen, daß man nicht verlangen könne, irgend eines Sylbenmaßes wegen, die Quantität einer Sprache, wenn dieß auch möglich wäre, zu verändern, gehört freylich zu dem Zweymal Zwey ist Vier der Gram-

matik; und wer würde so etwas, wenn er auch die Weitläuftigkeit liebte, aus der seinigen nicht weglassen: gleichwohl muß ich auch deswegen mich endlich überwinden es zu sagen, weil die sonderbare Foderung dieser Verwandlung, ich weiß nicht das wie vieltemal, aber nur noch vor kurzem, in einer gelehrten Zeitung, die Verschiedene für unsere beste halten, wiederholt worden ist.

Allein die deutsche Verskunst, diese kleine leichte Kenntniß, hat, wie gesagt, nun einmal, zu unsrer Zeit, für Einige, ganz eigne Schwierigkeiten; und dieser muß man außer dem auch, damit sie den Leuten desto wichtiger vorkommen, fein oft erwähnen.

Ich habe bisher Verschiednes auf meinem Wege angetroffen, das mich hätte veranlassen können ein Wort von der g e n a u e n B e o b a c h t u n g d e r S y l b e n z e i t in Beziehung auf diejenigen unsrer Dichter zu sagen, die Hexameter (oder andre Verse in griechischem Tone) gemacht haben. Die jetzige Gelegenheit ist zu gut, um sie vorbey zu lassen. Denn es benimmt ihr ganz und gar nichts, daß bey der Beobachtung eine ganz andre Sylbenzeit zum Grunde liegt, als die von Conrad Geßners Erfindung.

Man wird zugestehn, daß es unter den erwähnten Dichtern genaue Beobachter gebe. N u r v o n d i e s e n r e d' i c h i m F o l g e n d e n.

Der deutsche Hexameter ist, auch von dieser Seite, mit dem griechischen verglichen worden. Wer bey der Sache nur in das allgemeine Gesinge des Vorurtheils mit eingeschrien hat, vermuthet schlechterdings nichts davon, wie gut es den deutschen Dichtern bey dieser Vergleichung gehen könne. Allein auch die, welche nicht eben gleich annehmen, was Andere sich einfallen lassen zu sagen; aber doch auch wohl Manches für untersucht halten, was es nicht ist, werden sich ein wenig wundern, daß der Streit, so wie ich es thue, geendigt werden konnte.

Unsre Scholiasten, und ihre zahlreichen Nachschwätzer sind mit ihrer Entscheidung über die Sache hergefallen, und haben den Ausspruch ergehen lassen: Daß der deutsche Vers, in diesem Punkte, weit unter dem griechischen sey. Denn sie vermeinen, daß Homer durchgehends ein strenger Beobachter, und daß es die Deutschen sehr oft nicht seyen. Sie glauben dieß deswegen, weil sie die griechische Prosodie nur so weit, als zum gewöhnlichen Geschwätz hinreicht, und die deutsche beynah gar nicht kennen.

Doch jetzt bey Seite gesetzt, wie viel, oder wie wenig sie von dem wußten, worüber sie entschieden; so hätten sie denn doch mindstens dem deutschen Verse mit einiger Schonung begegnen sollen, und dieß aus zwey sehr guten Gründen. Homer durfte nämlich den meisten Wörtern Buchstaben und Sylben geben, oder

nehmen; zweytens hatte seine Sprache eine viel freyere Wortfolge, als die unsrige. Was wird mir der Scholiast antworten können, wenn ich ihm sage, daß also Homer denn doch wohl beynah die Hälfte weniger Schwierigkeit bey Bildung des Verses gefunden habe, als die deutschen Dichter.

Aber jetzt nichts weiter, weder von Aussprüchen, noch Bescheidwissen, noch Schonung; sondern allein von der wirklichen Beschaffenheit der Sache. Diese ist:

Die deutschen Dichter haben die Sylbenzeit besser beobachtet, als Homer.

1. Homer brauchte die Längen sehr oft kurz; der Deutsche bey weitem nicht so oft:

2. Jener die Kürzen oft lang; dieser beynah gar nicht.

Die Kürzendehnung ist dem Ohre noch unangenehmer, als die Kürzung der Länge. Wenigstens kam's Longinen auch so vor. „Der Rhythmus, sagt er, macht oft so gar die Kürze lang." Daß also der Deutsche den größeren Fehler beynah gar nicht beging.

(Es versteht sich von selbst, daß ich hier diejenige Kürzendehnung der Griechen nicht meinen könne, die mir es zu seyn scheint, die aber bey ihnen regelmäßige Länge ist. Es ist hier bloß von denen langgebrauchten Kürzen die Rede, welche es nach ihrer Prosodie sind.)

Am besten läßt sich die Verlängerung der Kürze noch vertheidigen, wenn diese den Abschnitt des Ver-

ses macht, als: Ä m e n O d ü s s ä o s, s c h r e c k l i c h e r H e e r s c h a a r e n. Man muß nicht sagen, daß dieß wohl im Griechischen angehe, aber nicht im Deutschen. Dieß hieße nichts gesagt. Denn es kömmt hier gar nicht auf die Sprache, sondern allein auf den Umstand an, daß der A b s c h n i t t (wie ich sonst selbst glaubte) s o l l v e r l ä n g e r n k ö n n e n.

Gleichwohl halt' ich es für besser, selbst diese Verlängerung zu vermeiden. Man sagt mir vielleicht, das Urtheil des deutschen Ohrs sey nicht stolz genung, um zu Bedenklichkeiten dieser Art zu veranlassen. Wer den Einwurf macht, mag ihn verantworten. Und vielleicht kömmt er auch jetzt mit der Verantwortung besser fort, als er etwan einige Jahre weiter hin damit fortkommen möchte.

Ich verlange nicht, daß man obige beyde Bemerkungen auf mein Wort annehme. Ich muß sie also beweisen. Doch lasse ich mich nur, was Homeren betrifft, darauf ein: in Ansehung der Deutschen mag ich nicht; ob ich gleich recht gut kann.

Ich meine dieß sogar nach denen strengeren prosodischen Regeln, nach welchen z. B. g e i s t in S c h u t z g e i s t lang ist, ob man gleich solche Sylben noch immer in allen Grammatiken, die herauskommen, für kurz erklärt.

Ich denke denn doch also, daß es eben keine Partheylichkeit ist, wenn ich will, daß man es hier mit den deutschen Dichtern nach einer Strenge nehme, von der weder unsern Grammatikern, noch ihren meisten Lesern bisher etwas zu Ohren gekommen ist. Denn ich wäre ja selbst dann noch nicht partheyisch gewesen, wenn ich das bisher Gelehrte und Geglaubte unsern Dichtern hätte zu Nutze kommen lassen.

Sagt man, daß sie durch jene Regel auf der einen Seite wieder gewinnen, was sie auf der andern verlieren; so zeigt man auch hier, daß man von der Sache nichts wisse. Denn dem deutschen Hexameter paßt die Kürze von Sylben, wie g e i s t in S c h u t z g e i s t, viel öfter, als ihre Länge. Wer das noch erst zu lernen hat, der kennt unsre Sprache nicht.

Meint man bey dieser Gelegenheit, man habe mir Beschäftigung mit Kleinigkeiten zu verzeihen, so glaube ich meinerseits viel bessern Anlaß zum Verzeihen zu haben. Denn man weiß also noch nicht einmal, daß alles, was Sprache ist, aus einem Gewebe von feinen Bestimmungen bestehe; oder, wenn dieß auch nicht wäre, man sieht nicht ein, was aus den Kleinigkeiten denn doch gleichwohl folgen möchte; aus dieser z. B. die meinen Beweis enthält: Im letzten Gesange der Ilias sind mehr als sechszig Kürzendehnungen; und (beynah die Hälfte weniger Schwierigkeiten bey Bildung des

Verses) über zweyhundert und dreyßig Kürzungen der Länge.

Wenn nun die Ausländer (denen es jetzt noch nicht einmal träumt, daß ein Grieche bey Anhörung ihrer Versarten, oder vielmehr Reimarten, Voltärens epischer z. B. sein: Grieche und Barbar! gewiß nicht unterdrückt hätte) wenn sie mit der Zeit merkten, was ihnen in Ansehung der Verskunst fehle; und sie uns, wegen nicht durchgehends beobachteter Sylbenzeit abstreiten wollten, daß wir es hätten: und wir ihnen dann gleichwohl, durch Verweisung auf solche Kleinigkeiten, zeigen könnten, daß es denn also die Griechen (ihre andern Dichter, die auch hierin unter Homeren sind, nicht einmal mitgerechnet) noch weniger gehabt hätten?

Wenn daher ferner der ganze große Lärm, der unter uns und den Ausländern seit jeher, in allen Lehrbüchern der schönen Wissenschaften, und in jedem dahin gehörigen Nebenschriftchen, gemacht worden ist: Von der reinbeobachteten Sylbenzeit der Griechen, und der auch hieraus gefolgerten Unmöglichkeit, es ihnen, was den Vers betreffe, in irgend einer neuern Sprache zu bieten; wenn nun, sag' ich, aller dieser Lärm ein blinder Lärm gewesen wäre?

Und wenn überdieß (man erlaube mir noch diese Nebensache mitzunehmen) Scholiasten und Gefolge verdienten, mit der Bemerkung entlassen zu werden: Daß

sie also, in aller Unschuld, ohne Arg daraus zu haben, und ohne nur einigermaßen zu wissen, was sie thäten, im Grunde mehr von den deutschen Dichtern gefodert hätten, als die Griechen von Homeren.

Ich muß doch wohl nur anmerken, daß diese Foderung in gar keiner Verbindung mit dem stehe, was unsre Dichter von sich selbst gefodert haben.

Es ist nicht überflüßig, die, welche etwa den angeführten Gesang der Ilias nachlesen, oder sonst wo in Homeren blättern möchten, an folgende drey Regeln der griechischen Prosodie zu erinnern:

1. Die kurzen Selbstlaute werden nur durch die Posizion lang.

2. Die zweyzeitigen Selbstlaute sind in gewissen Fällen (deren Anführung hier unnöthig wäre) allzeit kurz.

3. Die Selbstlaute å und oo und die Doppellaute sind lang.

Diese Regel greift weit um sich. Die neueren Prosodisten haben die Accente ins Spiel gemischt, und ihr dadurch engere Gränzen setzen wollen. Wenn ich bey einem Accente zeige, daß es mit der Sache nicht gehe, so werde ich ja, denk' ich, davon abbrechen dürfen. Man hält z. B. das thai in agoreüesthai für zweyzeitig, weil sonst der steigende Accent nicht auf der dritten Sylbe von der Endung stehn könnte. Aber warum denn zweyzeitig? Denn, nach der Accentregel,

muß es ja kurz seyn, als ánthroopos, weil pos kurz ist. Doch wie denn selbst hier, wenn das folgende Wort mit einem Mitlaute anfängt? Denn nun ist ja pos lang. Gleichwohl rückt der Accent in diesem Falle nicht fort; aber das lange u macht, daß er fortrückt: anthroópu. Die Länge der Posizion ist also eine andere Länge, und des Doppellauts seine wieder eine andere. Man sieht, denk' ich, schon allein hieraus, was es mit dem Verhältnisse, welches zwischen Accent und Quantität seyn soll, vor eine Beschaffenheit habe. Das obige thai ist übrigens weder zweyzeitig noch kurz, und es wird auch etwa nicht erst durch den folgenden Mitlaut lang, sondern ist es schon an sich selbst. Denn Dionys nennt, indem er von Thucydidens Numerus redet, und eine Stelle aus ihm anführt, die mit agoreúesthai auton endet, die Sylben reúesthai au schließende Spondeen.

Man kann nicht einwerfen, Dionys nehme hier das zweyzeitige thai, wie er dürfe, lang, so wie er es auch kurz hätte nehmen dürfen; denn er thut dieß bey wirklichen Zweyzeitigkeiten niemals, und sagt dann z. B. „ein Baccheus, (— — ◡ nur er nennt diesen Fuß so) oder wenn man lieber will, ein Daktyl" und er darf es auch nicht thun; denn er kann ja nicht wissen, wie der Prosaist die zweyzeitige Sylbe wolle ausgesprochen haben.

Ich bin gewiß, daß Longin auch die dritte Regel, ihrem ganzen Umfange nach, im Sinne hatte, wenn er sagte: „Der Rhythmus reißt die Quantität mit sich fort, wie er will." (Longin unterscheidet den Rhythmus vom Sylbenmaße. Ob sein Unterschied philosophisch sey, oder nicht, braucht hier nicht untersucht zu werden. Genung, daß er in dieser Stelle nichts anders meinen kann, als was in folgender Anmerkung von ihm liegt: „P r o s ist kurz; es steht aber anstatt einer Länge, wenn Homer sagt: P r o s d i k o n P ä l å o s, weil der Fuß ein Spondee seyn muß.")

Auch Dionys dachte wohl die dritte Regel in keinem kleineren Umfange, da er der Abweichungen von der Sylbenzeit, welche die Griechen dem Musiker, wie dem Dichter, ich weiß nicht, ob erlaubten, oder verziehen, (bey dem ersten beleidigt es das Ohr noch mehr) auf folgende Art erwähnte: „Im Sprechen wird die Sylbenzeit nicht gewaltsam umgekehrt, sondern man behält die langen und kurzen Sylben, wie sie sind; allein im Gesange wirft man sie, durch Vermehrung und Verminderung, gleichsam herum, so daß oft das Gegentheil von dem, was seyn sollte, herauskömmt." Diese Vermehrung und Verminderung ist eben das, was ich Kürzendehnung und Kürzung der Länge heiße; und jener f o r t r e i ß e n d e Rhythmus nichts anders, als was ich oben, ohne ein solch Blatt vor dem Munde, S y l b e n z w a n g nennte.

Aber wir Neuern haben auch griechische Prosodien geschrieben, und in diesen steht denn nun freylich vielerley, wovon die Griechen nichts wußten, als da ist: Die Selbstlaute å und o o urd die Doppellaute sind in diesem, und dem, und wieder in jenem Falle zweyzeitig; in lauter Fällen nämlich, wo man die angeführten Längen auch kurz gebraucht fand. Anstatt also, der Beschaffenheit der Sache gemäß, zu sagen: Die griechischen Dichter erlaubten sich die, und die Abweichungen von der Sylbenzeit; so überließ man sich lieber dem bey Beurtheilung der Alten so gewöhnlichen Hange zum Beschönigen, und brachte heraus, daß es keine Abweichungen wären. Und hierbey war denn nun nichts daran gelegen, daß man das Ding wider griechische Kritiker in Sachen ihrer Sprache vorbrachte, und daß man dieser außer dem auch noch viel mehr Zweyzeitigkeiten aufbürdete, als sie, die so reich daran ist, schon wirklich hat, und also mit ihr so ziemlich unsanft umsprang, damit man nur mit den Dichtern desto säuberlicher verfahren könnte.

Aber ich will einmal unsern heutigen griechischen Prosodisten alles, was sie, nach ihrer Meinung, nur immer fodern können, zugestehen. Zweyzeitig soll also seyn (ich kann mich durch Beyspiele am kürzesten ausdrücken) t h a i in a g o r e u̓ e s t h a i, und daher auch t a i in k e ĩ t a i, ferner t o i in b r o t o ì, ferner sollen es alle hierher gehörigen einsylbigen Wörter mit und

ohne Accent seyn. Ich will mir nur dabey das, was die Prosodisten selbst lehren, vorbehalten, nämlich die Länge des nei in pinei, und des o ō in chrůseoō. Gleichwohl hat der genannte Gesang der Ilias, selbst bey diesen freygebigen Einräumungen, beynah funfzig Kürzungen der Länge. (Auch diese Zahl ist den deutschen Dichtern bey der Vergleichung noch vortheilhaft.) Da ich aber mit der griechischen Sprache nicht nach Belieben schalten und walten mag; der Accent bey der Sache nichts entscheidet; und keine Ursach da ist, warum die einsylbigen Wörter nicht mit in Rechnung gebracht werden sollten: so kann ich mich auf jene Einräumungen in Ernste nicht einlassen, und es bleibt also dabey, daß der Rhythmus (um zu Longins Bemerkung zurück zu kommen) die Quantität so oft, als ich oben anführte, mit sich fortgerissen hat.

Man sagt mir vielleicht, es wäre besser gewesen, wenn ich von der homerischen Beobachtung der Sylbenzeit geschwiegen hätte; denn nun würde gewiß einige unsrer Dichter die Lust anwandeln, sich auf Homers Beyspiel zu berufen.

Mögen's doch die, die es nicht dürfen; aber die dürfen, frag' ich: Ob sie, unverführt von der Gültigkeit der Entschuldigung, nicht lieber gar keine nöthig haben wollen?

11. „Ossian, Milton, Young und alle Britten „haben die herrlichsten Gedichte in jambischer oder

„ähnlicher Versart gesungen, und ich wüßte nicht,
„daß wer über ermüdende Monotonie ihrer langen
„Gedichte geklagt hätte. Und warum nicht? Weil dieß
„Metrum in der Natur ihrer Sprache lag."

Dieß und mehr hierher gehöriges wird in folgender Stelle meiner Grammatik berührt.

Man ist in denen Sprachen, die von der lateinischen abstammen, und der englischen, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis jetzo, in Ansehung der Verskunst, nicht weiter gekommen, als daß man gewisse Sylbenzahlen beobachtet hat.

Hierbey verfährt der Dichter auf zweyerley Weise: Entweder läßt er es, zufrieden richtig zu zählen, darauf ankommen, was ihm der Zufall denn nun so vor Füße geben werde; oder er sieht auch beym Zählen mit einiger Sorgfalt darauf, daß sein Vers gute Füße habe. Aber wenn man hier auch noch größere Sorgfalt annimmt, als man gewöhnlich bemerkt; so beobchtet der Dichter gleichwohl noch kein Sylbenmaß, sondern nur Sylbenzahl. Denn der Hauptbegriff, den man bey jenem hat, ist der, daß dadurch eine gewisse Bewegung der Wörter bestimmt wird. Durch ein gutes Sylbenmaß wird so viel Mannichfaltigkeit der Bewegung bestimmt, als nöthig ist, genung ausdrücken zu können. Dieß kann man aber nicht, wenn nicht so bestimmt worden ist, daß die Bewegung vornämlich auf bedeutenden Füßen bestehet. (Ich

muß doch wohl hinzusetzen, daß hier nur von Wortfüßen die Rede seyn könne.) In den bedeutenden Füßen liegt einestheils die metrische Kraft. Anderntheils liegt sie in der durch die Bestimmung nothwendig gewordenen Wiederholung der Füße überhaupt, wobey sich von selbst versteht, daß die Rückkehr der bedeutendsten die größere Kraft habe. Das Bestimmte eines guten Sylbenmaßes ist also bedeutende und wiederholte Bewegung, und dadurch hervorgebrachte doppelte metrische Kraft. Die Verskunst geht in Ansehung der Wiederholung eben den Weg, den die Musik geht. Wäre es doch überflüßig anzumerken, daß hier diejenige Wiederholerey nicht könne mit verstanden werden, die uns unaufhörlich Eins und eben dasselbe hören läßt.

Unter den Dichtern, welche bloß die Sylbenzahl beobachten, haben nur die englischen wenige selten gebrauchte lyrische Sylbenmaße.

Es bleibt also, was die Verskunst betrifft, die Sylbenzahl das Eigenthümliche in den genannten Sprachen.

Der Unterschied zwischen Sylbenzahl und Sylbenmaße würde nicht völlig so groß seyn, als er ist, wenn die, welche bloß jene zur Vorschrift haben, mit anhaltender Sorgfalt darauf sähen, ihrem Verse bedeutende Füße zu geben. Es ist aber hier nicht die Rede von

dem, was sie thun könnten, sondern, was sie bisher gethan haben.

Die Deutschen haben schon seit Luthern, und vornämlich seit Opitzen Sylbenmaße gehabt. Aber die Einförmigkeit derselben, der dadurch entstehende immer gleiche metrische Ausdruck, (dieß wird bey längern Gedichten auffallend, bey kürzern bemerkt man's weniger) und beynah noch mehr, daß viele poetische und oft sogar noch unentbehrlichere Wörter durch sie unbrauchbar werden, könnte den Wunsch veranlassen, daß unsere Dichter möchten fortgefahren haben, diesen Sylbenmaßen die Sylbenzahlen vorzuziehen.

Was aber, sagt man, wenn das so ist, mit so vielen ausländischen und inländischen vortrefflichen Dichtern machen? Sie lesen. Wenn sie recht vortrefflich sind, so werden sie schon dafür sorgen, daß man ihren Vers darüber vergesse.

Die jetzt lebenden Deutschen haben Sylbenmaße eingeführt, die theils nach der Alten ihren mit einigen, mich deucht guten Veränderungen gemacht, und theils (dieß ist die größere Anzahl) neu, aber im Geschmacke der Alten sind, das heißt, die die erwähnte doppelte metrische Kraft haben; eine Unternehmung, durch die zweyerley geschehn ist: Die Dichter haben fürs erste die Sprache, von der ihnen durch die eintönigen Versarten so vieles verloren gegangen war, ganz wieder bekommen; und zweytens ist dadurch der Umfang

des Ausdrucks, (die Bewegung der Wörter gehört mit dazu,) erweitert worden. Wer dieß für eine Kleinigkeit hält, der weiß nicht, was eine Sprache ist. Und ein solcher weiß denn auch nichts davon, verdient auch nicht was davon zu wissen, daß es keiner, dessen Urtheil mitwiegt, als etwas Gleichgültiges ansieht, daß eine Sache, welche die Franzosen und Engländer, und selbst die Italiener vergebens unternommen haben, den Deutschen gelungen ist.

Wie es die griechischen und die römischen Dichter, und nun so lange nach ihnen die deutschen in Absicht auf die Verskunst gemacht haben, liegt in ihren Werken sehr deutlich vor Augen: allein die Theoristen alte und neue haben vieles von dem, was doch so offenbar daliegt, gar nicht, verschiednes halb, und über das noch allerley gesehen, was nicht da ist. Und so haben sie denn, aus dem wenigen Wahren, so manchem Halben, und dem und jenem nicht Vorhandnen Lehrgebäude zusammen gesetzt. Ich rede hier zwar vornämlich von den Scholiasten, und von denen, welche mit ihnen genannt zu werden verdienen; aber ich nehme doch auch Ciceron, (Numerus und Sylbenmaß haben viel Gemeinschaftliches) Dionysen, Quintilianen, Aristiden, und Longinen nicht völlig aus. Vielleicht schreibe ich noch einmal einige Blätter von dem, was man bisher von der Theorie der Verskunst gewußt hat, ich meine, was die Kritiker davon gewußt haben; (die Dichter

haben ihr Wissen durch ihre Gedichte gezeigt) und dann werde ich auch einige Neuere nennen, die ich in jener guten Gesellschaft nicht ganz ausnehme.

So weit aus der Grammatik.

Nun noch ein paar Worte von Miltonen und Ossianen.

Was der Verfasser hier durch jambische und ähnliche Versart verstanden habe, weiß ich nicht, aber das weiß ich wohl, daß english Jambics ganz was anders sind, als deutsche Jamben, so sehr was anders, daß z. E. folgende beyden Verse aus Miltonen darunter gehören:

◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ —
In the Beginning, how the Heav'ns and Earth

— ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ —
Rose out of Chaos, or if Sion Hill.

Die Engländer halten Miltonen für einen großen Meister in der Verskunst. Er lasse, sagen sie, mit vielem Urtheile verschiedne Füße abwechseln, und das eben sey die Ursach des Vergnügens, welches ihr Ohr an seinem Verse finde. Er gäbe ihm mehr Mannichfaltigkeit, als irgend ein andrer ihrer Dichter, und nenne ihn daher auch selbst a various measur'd Verse.

In den ersten sechzehn Zeilen des verlornen Paradieses, sagen sie ferner, finden sich alle die abwechseln-

den Zusammenstellungen der Füße, welche in ihren Jamben eingeführt seyen.

Und zu diesen sechzehn Zeilen gehören, außer den obigen, denn nun noch folgende:

— — ∪ ∪ ∪ — ∪ — ∪ —

Brought Death into the World, and all our Woe

— — ∪ — — — ∪ — ∪ —

That Sheperd, who first taught the chosen Seed

∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ ∪ —

Above th' aonian Mount while it pursues.

So sehr abwechselnd ist der Jambe der Engländer. Wie könnten sie also dabey über etwas, davon er nur zu sehr das Gegentheil hat, über ermüdende Monotonie klagen? Aber mit wie lautem Verdrusse würden sie es thun, wenn ihr Jambe dem unsrigen auch nur von fern ähnlich wäre, sie, die bey dem Anlasse der sechzehn Verse auch die Anmerkung machen, daß darunter nur zweymal gleiche Verse vorkommen, nämlich der fünfte und der siebente, der zehnte und der zwölfte; und dann sogar noch hinzu setzen, daß diese gleichen Verse jedesmal durch eine sehr verschiedne Bewegung unterbrochen werden, um a dull Uniformity zu vermeiden.

Ich muß hier über Miltons Versart eine Anmerkung machen. Es kann seyn, (ich hab' es nicht untersucht) daß in den ersten sechzehn Versen des Paradieses, oder vielmehr nur in vierzehn, denn zwey kommen

doppelt vor, sich alle abwechselnde Zusammenstellungen der Füße finden, die in den englischen Jamben eingeführt sind, das heißt, daß die übrigen Verse des Gedichts aus Theilen dieser ersten zusammen gesetzt sind. Dieß ist nun zwar wohl Einschränkung des Mannichfaltigen, aber eine von viel zu weitem Umfange, ein bloß scheinbares Sylbenmaß, das diejenige metrische Kraft, die in der Wiederholung liegt, nicht hat, denn eine unmerkliche Wiederholung ist keine, und das also, der Wirkung nach, der Sylbenzahl völlig gleich ist. Allein von derjenigen metrischen Kraft, die in bedeutenden Füßen liegt, scheint Milton vieles zu haben, und vornämlich deswegen von seinen Landsleuten für einen großen Meister in der Verskunst gehalten zu werden.

Und vollends Ossian. Der sang also nicht in den völlig freyen Versarten unserer alten Norden, die sogar die leichteste unter allen Vorschriften der Verskunst, die Sylbenzahl, nicht kannten; vermischte nicht mit erzählenden Versen seiner Erfindung andere lyrische mit dem Inhalte einstimmige, auf die uns Macpherson so oft aufmerksam macht? Mir hat er folgende, die pindarisch sind, geschickt.

Aus Komala:

— ◡ ◡ —,

◡ — ◡ ◡ — —,

∪ — ∪ — ∪ — —,
∪ — — ∪ — —,
— — — — — — ∪,
— — — —,
— ∪ — ∪ — — — — —.

Aus Fingal:

— — ∪ — — ∪ —,
∪ — ∪ — ∪ — ∪ —,
— ∪ — — ∪ — — ∪,
— — — ∪ — ∪ —.

Sondern Ossian sang in englischen Jamben, oder weil dieß, wo nicht völlig, doch beynah einerley ist, in deutschen.

Wer dieß in Ernste behauptet, der setzt voraus, man glaube von ihm, daß er Ossians Sprache, allein durch Hülfe des sechsten Gesangs von Temora, denn nur den kennen wir in Deutschland, bis auf ihre Quantität, und zwar noch besser, als sie Macpherson versteht, habe lernen können.

12. „Ich habe die Leute auf ihr Gewissen gefragt: „Liebet, sagt mir, klingt euch das zu eintönig? „Könntet Ihr's wohl einige Stunden, durch ein paar „tausend Verse hindurch, so fort tönen hören? Und „sie haben mir auf ihr Gewissen geantwortet: Ja! sie „könnten's."

Sonst macht man Erfahrungen dieser Art, wenn sie wirkliche Erfahrungen seyn sollen, ganz anders. Man fragt die Leute nicht, sondern man liest ihnen vor, ohne ihnen die Absicht, warum man es thue, zu sagen. Man bemerkt den Eindruck, und selbst nach dem Vorlesen, fragt man nicht, wenigstens nicht gerade zu, sondern auf eine Weise, daß man die Erfahrung, ohne Zusätze, rein heraus bringen könne. Wer es wie der Verfasser macht, der ist in Gefahr, daß er Leute vor sich finde, welche bis zur Gewissenlosigkeit höflich, oder Waghälse sind, die sich blindlings ins Unglück stürzen; aber auch hernach, denn dieß ist ihre Gewohnheit, wenn sie nun mitten drin sind, desto lauter wehklagen.

13. „Prüfen sie den deutschen Jambus nur mal „genauer, so werden sie unendliche Abwechselung in „Ansehung der Cäsuren und Ruhpunkte des männ„lichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des „ganzen Auf- und Niederschwungs derselben, der bald „jambisch auf- bald trochäisch niedersteigenden Füße, „und endlich des Zeitmaßes der Sylben selbst finden. „Freylich wechselt nur immer kurz und lang, und lang und „kurz ab, aber selbst in der kürzern Kürze und längern „Länge, einer Sylbe vor der andern, ist so viel „Verschiedenheit, daß sie kaum sich ausrechnen läßt.“

Es läuft hier Alles, nur nicht, was die Verschiedenheit der Längen und Kürzen betrifft, hauptsächlich

darauf hinaus: Ob die Wortfüße, welche dieser Versart ihr einziger künstlicher Fuß giebt, hörbar sind. Es sind ihrer nur sieben. Aber ich will mich bey der geringen Anzahl, und dem dadurch entstehenden eingeschränkten metrischen Ausdrucke nicht aufhalten, weil das hier sehr überflüßig seyn würde. Denn das Fehlerhafte dieser Versart liegt eigentlich darin, daß ihr künstlicher Fuß, weil er an sich selbst lebhaft ist, und vornämlich, weil er unaufhörlich wieder kommt, daß er, sag' ich, dieser Ursachen wegen, so laut hervorschallt, und die Wortfüße dermaßen überschreyt, daß sie vor ihm (man erlaube mir den Ausdruck) nicht zu Worte kommen können. Dieses überschreyen wirkt so stark, daß nun dadurch beynah gar kein Eindruck entsteht, ob ein Abschnitt durch mehr oder weniger Wortfüße von dem andern unterschieden sey; oder ob der letzte Wortfuß des Perioden mit einer kurzen Sylbe endige. Ferner sind die Pausen, womit die Abschnitte und die Perioden schließen, von viel zu kurzer Dauer, um das Ohr von der Aufmerksamkeit auf das abzubringen, was es immer wieder zu hören gewohnt ist, und daher auch beständig erwartet. Man sieht, daß in dieser Versart der Fuß der Regel keine Wortfüße hervorbringt, sondern diese immer in seine eignen Theile auflöst.

Die Eindrücke, welche durch diese Monotonie der Bewegung entstehn, einigermaßen zu schwächen, ist es

gut den Reim mit der jambischen Versart zu verbinden. Dieser hat zwar auch Monotonie, des Klanges nämlich, und die, welche ihn nicht lieben, werden vielleicht sagen, daß man auf diese Weise ein Übel durch ein anderes vermindern wolle. Aber warum sollte man durch dieses kleinere Übel; denn die Monotonie des Klanges wird doch wenigstens immer zu einer andern, dem größeren nicht steuern dürfen? Dieß würde freylich nicht gelten, wenn man sich auf andere Art helfen könnte. Allein das kann man ja nun einmal nicht.

Dieß empfiehlt zwar weder die jambische Versart noch den Reim; (ich sage dieß vornämlich in Rücksicht auf größere Gedichte) aber es zeigt doch das Mittel, wodurch die Monotonie der Bewegung, welche dieses Sylbenmaß hat, etwas weniger auffallend wird. Bey Gedichten in dieser Versart helf' ich mir, außer dem, daß ich den Reim ziemlich laut hören lasse, auch noch dadurch, daß ich sie nicht nach dem Sylbenzwange, sondern nach der wahren Quantität lese. Manchmal giebt ihnen dann der Zufall sogar gute Verse; und wenn dieß nicht ist, doch wenigstens andere, als die gewöhnlichen eintönigen sind.

Die Verschiedenheiten der Längen und Kürzen mußten, wie wir oben gesehen haben, dem Hexameter nicht wenig nachtheilig seyn; aber dem Jamben sind sie, wie hier behauptet wird, besonders vortheilhaft.

Diese Verschiedenheiten sind entweder, wie es gekommen ist, überall zerstreut, und sie machen dann keinen andern Eindruck, als den einer dunkel gefühlten Abwechselung; oder sie stehen neben einander, und gehören zusammen, und man hat bey diesen, weil sie das Ohr vergleicht, auf ihre gute Zusammenstellung gesehn.

Die zerstreuten Verschiedenheiten, die der Verfasser, nach den gegebenen Beyspielen, allein im Sinne haben kann, sollen denn nun zu der übergroßen Abwechselung der jambischen Versart so vieles beytragen, daß, wenn das Aufheben, welches von dem Dinge gemacht wird, Grund hätte, überhaupt kein eintöniges Sylbenmaß möglich wäre.

Nur die kleineren Verschiedenheiten (bis auf die zwischen Länge und Kürze) stehen gut bey einander. Diese Zusammenstellung ist eine Nebenschönheit der metrischen Bewegung, die zwar der Hexameter oft, der Jambe aber nur selten haben kann. Denn dieser stellt bloß Längen und Kürzen zusammen; da jener über das auch Längen und Längen, ferner auch Kürzen und Kürzen zusammen stellt. Daß also der Jambe so gar hier, wo es nicht etwan auf die Bewegung selbst, sondern nur auf ihre Nebenbeschaffenheit ankömmt, seine Eintönigkeit nicht los werden kann. Und so bleibt ihm denn beynah weiter nichts übrig, als der dunkle Eindruck von Abwechselung, welche durch die zerstreuten Verschiedenheiten entsteht; und es läuft bey dieser Abwech-

selung, die er mit allen andern Versarten, und selbst mit der Prosa gemein hat, und die gleichwohl fast seine einzige Zuflucht ist, es läuft daher Alles darauf hinaus, daß er, wenn ihm vollends auch dieß fehlte, noch eintöniger seyn würde, als er ist.

Überhaupt muß ich gestehen, „daß diese kaum „auszurechnenden, und daher zu der unend„lichen Abwechslung des Jamben so Vieles „beytragenden Verschiedenheiten, die man sieht, und „hört, und fühlt, daß einem Ohren und Nerven davon „gellen" mir wie der Strohhalm vorkommen, an dem sich der Ertrinkende zu halten pflegt.

Dasjenige, worauf zuletzt alles bey jedem Sylbenmaße ankömmt, ist, daß es von dem, was durch die Bewegung der Wörter ausdrückbar ist, genung ausdrücken könne. Was erreicht nun aber wohl das jambische von diesem letzten Zwecke der Verskunst? Man vergißt hier beynah, daß die Eintönigkeit dem Ohre schon an sich selbst zuwider ist, und sieht sie fast allein von der andern ihr noch nachtheiligeren Seite an.

Eine eintönige Versart drückt nämlich viel zu wenig von dem aus, was die metrische Bewegung ausdrücken kann.

Ihr Ausdruck wird durch seine beständige Rückkehr überstark.

Sie muß dem Inhalte, der ja nicht immer eben

derselbe bleiben kann, fast durchgehends, und, wegen ihres überstarken, sehr laut widersprechen.

Und dieß ist die Versart, „welche die einzige, „wahre, ächte, natürliche, heroische unsrer Sprache „seyn soll, und dieß zwar besonders auch deswegen, „weil wir es uns, als Satz der Wahrheit, nach der „Erfahrung desjenigen zu abstrahiren haben, der es „behauptet, und der mit hundert den wahren ächten „Sinn des homerischen Originals darstellenden Jamben, „die Homer, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, „wahrscheinlich eben so gut gemacht hätte, viel eher, „als nur mit zehn erträglichen Hexametern fertig ge„worden ist; und weil er sehr gewiß weiß, (keiner redt „es ihm aus) daß Homer, wäre er ein Deutscher ge„wesen, seine Ilias in Jamben gesungen hätte."

Diese Gründe sind nur nicht sonderbarer, als es der Umstand ist, daß derjenige, der sie für Gründe hält, und der überhaupt von allem, was nur deutsches Sylbenmaß heißen kann, in einem sehr entscheidenden Tone spricht, sogar nicht einmal — Doch man mag, wenn man will, die Quantität über dem Stück aus der verdeutschten Ilias selbst nachsehen, wo denn gedehnte Kürzen, falsch bestimmte Zweyzeitigkeit, und verschobne Grade ein solches prosodisches Gewirr machen, daß es eine rechte Lust zu hören ist.

Jetzt noch zwey Worte Folgerung, verkürzte Wie-

derholung, und kleine Zusätze, in der Absicht, daß man das Ganze besser übersehn könne.

Der deutsche Hexameter übertrifft den griechischen dadurch, daß er die Sylbenzeit genauer beobachtet; daß er die Längen nicht überhäuft, und dennoch durch seine Trochäen, und wenigen Spondeen die zur Sache gehörige Langsamkeit erreicht; und daß er beynah den vierten Theil mehr metrischen Ausdruck hat.

Im letzten Gesange der Ilias sind mehr als sechzig gedehnte Kürzen, und über zwey hundert und dreyßig Kürzungen der Länge. In eben so vielen Versen eines deutschen Gedichts sind fünf oder sechs von diesen, und keine von jenen. Es versteht sich, daß dabey die oben erwähnten strengeren Regeln der Prosodie zum Grunde liegen.

Der griechische Hexameter übertrifft den deutschen dadurch, daß er die schöne Wendung oft nehmen kann, nach welcher vier Spondeen von zwey Daktylen an verschiedenen Stellen unterbrochen werden.

Wer zwar zusammen schlagen, aber nicht läuten gehört hätte, dürfte vielleicht hier noch hinzu setzen: Auch die schöne Wendung hatte der griechische Hexameter oft, die immer einen Spondeen auf einen Daktyl so folgen läßt:

Aber da nun hochwogig die Fluth Schiffbrüchige hertrieb.

Diesem würd' ich antworten: Der Vers darf zwar zuweilen Langsames mit Schnellem abwechseln lassen, aber er muß es so thun, daß eins von beyden hervorschalle. Man muß nicht ungewiß bleiben, ob der Vers langsam oder schnell sey. Und dieß ist hier der Fall.

Wir können einen Hexameter von gleich schöner Wendung auch oft machen, der aber den Vorzug hat, daß er entschieden schnell ist.

Aber er kam begleitet einher vom Rufe der Sieger.

Es ist denn doch, deucht mich, so etwas, die Griechen in der epischen Versart zu übertreffen. Sie sagen von der ihrigen, daß sie die schönste unter allen sey, die man kenne, und daß sie Apollo erfunden habe.

Vielleicht lernt man bey uns erst alsdann recht, was dieß übertreffen sey, wenn die Ausländer einst einsehn, daß sie durch ihre Verse fürs Auge (den Reim abgerechnet, der aber ein sehr unmetrisches Ding ist,) weit hinter uns sind, und sich dann auch an Verse fürs Ohr wagen.

Aber werden sie dieß auch thun dürfen? Denn es ist ein gewisser Punkt, ich meine die genaue Beobachtung der Sylbenzeit, in dem es schon sehr schwer ist den Griechen nur gleich zu kommen. Ich weiß nicht, ob ihnen der Muth steigen oder sinken wird, wenn sie dieß nicht zu können glauben, und zugleich hören werden, daß

die Deutschen den Griechen hier zuvor gekommen seyen, und dieß noch dazu in einer Sprache, die beynah die Hälfte mehr Schwierigkeit bey Bildung des Verses antreffe, als die griechische, und außer dem noch nach strengeren prosodischen Regeln, als bis dahin selbst der Grammatiker gekannt habe.

Zu der Zeit, da dieß durch Beyspiele gezeigt wurde, fiel man mit allerhand Angreifereyen über die deutsche Quantität her. Es macht Vergnügen, daß man sich dabey vornämlich darauf einschränken mußte, sich nicht an ihre eigentliche Beschaffenheit, sondern nur an die Formen der Längen und Kürzen zu wagen, und daß man sogar hier nicht fortkommen konnte. Aber Schadenfreude, die bey einem Anlasse dieser Art sehr erlaubt ist, macht es, daß zu der Aufnahme der Sylbenmaße der Alten auch die Aufnahme ihrer Quantität verlangt wurde. Hierbey bedachte man dreyerley nicht. Es war fürs erste eine Unmöglichkeit, was man durch die Veränderung der Quantität foderte. Zweytens war es, im Falle der Möglichkeit, eine sonderbare Zumuthung, daß wir unsre bessere begriffmäßige Sylbenzeit gegen eine weniger gute vertauschen sollten. Drittens durfte man uns dabey nicht vorenthalten, welche Sylbenzeit wir zu wählen hätten, ob die römische, oder die griechische.

Die Foderung ist eine von denen Merkwürdigkeiten der gelehrten Geschichte, die zwar völlig unglaublich,

aber doch wahr sind. Ich habe sie bloß als eine solche aufgezeichnet.

Man wird, denk' ich, nicht erwarten, daß ich von dem etwas wiederhole, oder erweitere, was ich über die Beschönigung des jambischen Verses gesagt habe, die, in ihrer Art, beynah eben so merkwürdig ist, als die verlangte Verwandlung unserer Sylbenzeit, in der ihrigen.

Da wir uns, indem wir die Länge aussprechen, vornämlich bey dem Selbstlaute der Sylbe, und merklich weniger bey ihren Mitlauten, am wenigsten bey den anfangenden, aufhalten; so bekommt die Länge dadurch eine gehörige Größe, die zwar manchmal das Auge, welches doch hier nichts zu entscheiden hat, aber nicht das Ohr zu groß findet. Diese so beschaffne Länge stimmt eben so sehr mit dem starken Klange unserer Sprache überein, als sie starken Gedanken angemessen ist.

Wir lassen den tonlosen Selbstlaut der nicht leichten Kürze, und mit ihm ihre Mitlaute so schnell fallen, daß sie dadurch kurz genung wird. Allein wir haben auch eine Menge Kürzen von so wenigen Buchstaben, daß sie, um leicht zu seyn, die Tonlosigkeit entbehren könnten.

Um die Sache völlig auf das Reine zu bringen, erinnere ich noch daran, daß der Aussprechende viel an der Sylbenzeit verderben könne; und daß man der

Sprache nicht zur Last legen müsse, was dieser versieht. „Das Ohr, sagt Longin, urtheilt, nachdem's die Stimme hören läßt. Denn wie bey Verlängerung oder Verkürzung des Schalles die Stimme die Sylben bildet, so empfängt, und beurtheilt sie das Ohr."

In unsrer Sprache ist kein einsylbiges Wort kurz, dessen Sinn die Länge erfodert. Die mehrsylbigen Wörter, die bey uns niemals aus lauter Kürzen und sehr selten aus lauter Längen bestehn, haben die Länge oder die Längen, und die Kürze oder die Kürzen an der Stelle, wo sie, dem Sinne gemäß, hingehören.

Die griechische Sprache hat sehr oft die entgegen gesetzte Sylbenzeit. Man sieht unter andern hieraus, warum so manches unbedeutende Wort mit lauter Längen, und so manches bedeutende mit lauter Kürzen in dieser Sprache ist. Dieß sind gar keine gute Wörter. Denn sie widersprechen sich selbst. Die von der ersten Art erfodern eine stärkere Deklamazion, als sich für den Gegenstand schickt; und die von der letzten machen sogar, daß die Deklamazion von Zeit zu Zeit wie verstummen muß.

So vortheilhaft ist es uns, daß unsere Sylbenzeit begriffmäßig, und so nachtheilig den Alten, daß es die ihrige nicht ist.

Dieß ist von ungefähr die erste Hälfte der Schrift, die ich unter dem Titel herauszugeben vorhatte:

Vom deutschen Hexameter. Worin die Schicklichkeit unsrer Sprache zu diesem Sylbenmaße gezeigt, und seine Regeln aus den Grundsätzen der Verskunst hergeleitet werden.

Von der zweyten Hälfte folgen hier nur die meisten Grundsätze. (Die der Doppelfüße, des Verses, und des poetischen Perioden fehlen.) Ich halte es jetzo für überflüßig, weiter etwas über die Regeln des Hexameters zu schreiben. Wer mehr braucht, als Andere und ich davon gesagt haben, den werden die Grundsätze, auch ohne meine Leitung, schon zurecht weisen. Aber auch dem, der jenes nicht braucht, dürften sie vielleicht, in Ansehung der Verskunst überhaupt, seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig zu seyn scheinen.

Die Bewegung der Worte ist entweder langsam, oder schnell. Sie hat, von dieser Seite angesehn, Zeitausdruck. Dieser bezeichnet vornämlich Sinnliches, und dann auch gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft.

Die Bewegung muß aber auch noch von einer andern Seite angesehn werden. Die Längen und Kürzen haben nämlich solche übereinstimmende, oder abstechende Verhältnisse unter einander, daß selbst das Ohr des Unachtsamen aufmerksam darauf wird. Wenn z. E. ⏑ ⏑ — — in dem Reihntanz ausgesprochen wird; so vergleicht man (es geschieht schnell; und daher desto

lebhafter) die beyden Kürzen mit den beyden Längen; bemerkt dabey eine Art des Steigens von jenen zu diesen, und hört darin Übereinstimmung. Wenn hingegen ⏑ — — ⏑ Gerichtsdonner ausgesprochen wird; so bemerkt man das Steigen in Gerichts und das gleich darauf folgende Sinken in donner, und hört darin beynah noch mehr Abstechendes, als man vorher Übereinstimmendes gehört hatte. Wie stark die Wirkung des so verbundenen Steigens und Sinkens sey, wird auch dadurch hörbar, daß die umgekehrte Stellung: — ⏑ ⏑ — Wonnegesang eine der schönsten Übereinstimmungen hervorbringt.

Die Bewegung von dieser Seite angesehn hat Tonverhalt. (Man sieht von selbst, daß lauter Längen, und lauter Kürzen keinen haben können.) Die Gegenstände des Tonverhalts sind gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft, und was etwa durch ihn vom Sinnlichen kann ausgedrückt werden.

Das wenige, was die Bewegung von den Vorstellungen der reinen Einbildungskraft, oder derjenigen, die ganz unvermischt mit Empfindung und Leidenschaft ist, etwan ausdrücken möchte, darf ich, seines geringen Umfangs wegen, unberührt lassen.

Um richtig von der Bewegung zu urtheilen, muß man sich die Wirkung vorstellen, die sie dann hat, wenn man, nicht kalt von theoretischer Untersuchung, son-

dern hingerissen von dem Gedichte, sich ihren Eindrücken überläßt.

Bey jener Wirkung kömmt es vornämlich darauf an, daß die Bewegung dem Inhalte angemessen sey.

Ein Fuß hat nur Einen Zeitausdruck. Ein Abschnitt oder Theil des Verses kann den Zeitausdruck ähnlich erhalten, oder ihn den Graden nach vermehren, und vermindern, oder auch sein Langsames mit dem Schnellen abwechseln lassen. Im Verse finden eben diese Veränderungen statt, auch im Perioden in Beziehung der Abschnitte oder der Verse auf einander, nachdem entweder diese oder jene die Theile des Perioden sind.

Was den Tonverhalt anlangt, so vergleicht das Ohr in den Füßen: Sylben mit Sylben; in den Abschnitten oder Versen: Füße mit Füßen; und in den Perioden: entweder Abschnitte mit Abschnitten, oder Verse mit Versen. Die Abschnitte, Verse, und Perioden können auch den Tonverhalt ähnlich erhalten, oder ihn den Graden nach vermehren und vermindern, oder auch sein übereinstimmendes und Abstechendes abwechseln lassen.

Zeitausdruck und Tonverhalt sind immer zusammen, und *wirken* daher *zugleich*; doch das letzte unter der Einschränkung, daß keiner von beyden *merklich stärker*, als der andere sey. Denn in diesem Falle hört die Wirkung des schwächern auf.

Die Vielsylbigkeit der Füße giebt ihrer metrischen Bedeutung noch den Nebenbegriff des Großen. Dieser kann bey einigen Füßen so merklich werden, daß jene darüber ihren Eindruck verliert. Doch geschieht dieß nicht oft.

Dieß ist der Umfang desjenigen, was ich Wortbewegung nenne. Sie ist die Hauptsache, worauf es in der Verskunst ankommt. Der Wohlklang, oder der Klang der Wörter, wie er überhaupt, und im Einzelnen, durch Stärke, oder Sanftes zum Inhalte paßt, der Wohlklang ist der Verskunst zwar auf keine Weise gleichgültig; allein er ist schwächerer Ausdruck. Überdieß ist er im Einzelnen auch selten anzutreffen. Denn es sind eben nicht viel Wörter in den Sprachen, deren Klang mit dem Sinne überein komme.

Wem dieß zu umständlich, oder gar deswegen, weil es sehr genau bestimmt ist, und nichts aus der Luft greift, undeutlich vorkommt, der stelle sich die Sache etwa so vor: Die Verse haben in ihren Bewegungen theils Langsamkeit oder Schnelligkeit, und theils verschiednen Tonverhalt; und sehe dann zu, ob sein Begriff nicht vornämlich durch die Unvollständigkeit an Richtigkeit verliere.

Wer ausmachen wollte: Ob die Alten den Tonverhalt gekannt, das ist, bestimmt gedacht hätten, der müßte wohl vornämlich die vielen Bedeutungen untersuchen, welche das Wort Rhythmus hat, und dann zusehn, ob er eine darunter fände, die vom Tonver-

halte zu verstehen wäre. Das einzige hierher Gehörige treff' ich bey Demetrius an. Er sagt, „daß „viele sich folgende Längen keinen Rhythmus haben." Aber wie wenig ist das. Ich hab' es oben, als etwas, das sich von selbst verstehe, angemerkt. Die Wirkungen des Tonverhalts haben die Alten gefühlt, zwar vornämlich ihre guten Dichter, die es in ihren Werken zeigen, aber doch auch wohl ihre Theoristen. Denn diese schreiben zuweilen dem Zeitausdrucke Wirkungen zu, die nur der Tonverhalt haben kann. Da, wo sie dieß nicht thun, erklären sie sich gewöhnlich unbestimmt, und manchmal völlig falsch über die Sache. So sagt z. E. Dionys vom Daktyle, daß er ungemein viel Ernstes habe, und am meisten zu der Schönheit der Harmonie beytrage. Und nun das Beyspiel:

Iliothen, me pheroon, anemos,

Kikonessi, pelassen.

und in demselben eine offenbare Verwechselung des künstlichen Fußes, des Daktyls nämlich, mit den Wortfüßen, die ein Choriamb, zwey Anapäste, ein Päon, und ein Amphibrach sind. Was wir also hier zu hören bekommen, ist nicht die Beschaffenheit des Daktyls, die gewiß nicht im Ernsten besteht, sondern die der angeführten Wortfüße.

Das Wort Rhythmus (wenn ich es etwa gebraucht

habe, so hab' ich Tonverhalt darunter verstanden) ist Eins von denen, die zeigen, zu was vor Verwirrungen der Begriffe zuweilen Worte verleiten, und wie lange sie es thun können. Denn wie wimmelt es in denen Schriften, die von der Theorie der schönen Wissenschaften handeln, nicht schon bey den Alten, und wie viel mehr noch bey den Neuern, bey Vossius z. E. von Vermischungen und Verwechselungen der Begriffe, wozu sie dieses Wort gebracht hat. Wie viele Worte sind sonst noch, die ähnliches Gewirr beynah in allen Wissenschaften gewirrt haben!

Der Zeitausdruck erreicht den höchsten Grad der Langsamkeit, wenn viele lange, und der Schnelligkeit, wenn viele kurze Sylben auf einander folgen. Man sollte nicht leicht mehr als sechs von jenen, und viere von diesen folgen lassen. Die Griechen gingen oft ziemlich viel weiter; aber sie hatten, wie mir es vorkömmt, unrecht. Es ist unter andern etwas übertriebenes darin. Es ändert bey der Sache nichts, daß sie ihre Sprache zu diesen Sprüngen über die Gränzen des metrischen Schönen verleitete.

Wenn ein Fuß — Doch eh ich weiter gehe, muß ich von künstlichen Füßen, und von Wortfüßen etwas sagen.

Für gewisse Versarten (es sind die ähnlichen) giebt man die Regel am bestimmtesten, und zugleich am kürzesten (welchen Umweg mußte Home bey Gelegenheit

des Hexameters nehmen, weil er diesen Weg nicht ging) am kürzesten so: Man zeigt die Füße an, welche nach gewissen Abwechselungen und Folgen in den Wörtern versteckt liegen sollen. Diese Füße heißen künstliche. Die der Vorschrift gemäß gebrauchten Wörter werden, in Ansehung ihrer Bewegung, und nur von dieser Seite betrachtet man sie hier, Wortfüße genannt. (Zuweilen können Wortfuß und künstlicher dieselben seyn.) Diese bestehen nicht immer aus einzelnen Wörtern, sondern oft aus so vielen, als, nach dem Inhalte, zusammen gehören, und daher beynah wie Ein Wort müssen ausgesprochen werden; doch dieß unter der Einschränkung, daß, wenn ein Wort viele Sylben hat, es nicht mit zu dem, welchem es dem Sinne nach zugehört, genommen wird. Denn es fühlt in diesem Falle das Ohr zu sehr, um nicht für sich einen Fuß auszumachen. Dieser Hexameter:

Schrecklich erscholl der geflügelte Donnergesang in der Heerschaar.

hat sechs künstliche, und vier Wortfüße.

Die künstlichen:

— ◡ ◡ Schrecklich er
— ◡ ◡ scholl der ge
— ◡ ◡ flügelte
— ◡ ◡ Donnerge

— ◡ ◡ sang in der
— — Heerschaar.

Die Wortfüße:

— ◡ ◡ — Schrecklich erscholl
◡ ◡ — ◡ ◡ der geflügelte
— ◡ ◡ — Donnergesang
◡ ◡ — — in der Heerschaar.

Die in den Wortfüßen versteckten künstlichen gehn den Zuhörer gar nichts an. Er hört sie nicht; er hört nur die Wortfüße: und fällt, nach diesen allein, sein Urtheil über den Vers. Ich verstehe allzeit Wortfüße, wenn ich künftig von Füßen rede; und sag' es ausdrücklich, so bald ich künstliche meine.

Wenn ein Fuß mehr Längen als Kürzen hat, so ist der Zeitausdruck langsam, und wenn mehr Kürzen, schnell. Der Tonverhalt bestimmt oft die Grade des so entstandenen Langsamen oder Schnellen. Folgende Füße gleichen sich in Ansehung der Zahl ihrer Sylben, und der Zeit, die jede hat. Dennoch bekommen sie durch den Tonverhalt diese Grade:

Langsam ◡ — — der Ausruf.
Langsamer — — ◡ Ausrufe.
Noch langsamer — ◡ — Wetterstrahl.
Schnell ◡ — ◡ Gesänge.

Schneller — ◡ ◡ Flüchtige.
Noch schneller ◡ ◡ — Die Gewalt.

Wenn die Zahl der Längen und der Kürzen gleich ist; so entsteht nicht etwa, wie man glauben sollte, eine Mittelbewegung zwischen Langsam und Schnell, sondern die Füße werden, und zwar durch den Tonverhalt, entweder das Eine oder das Andere. Dieß so wohl, als das eben Angeführte ist nur Nebenwirkung des Tonverhalts. Man sieht, wie bedeutend er überhaupt sey, da er Nebenwirkung von dieser Stärke hat.

Man nehme vier Sylben, zwey lange und zwey kurze. Durch ihre verschiedene Stellung entstehn sechs Füße, drey langsame, und drey schnelle.

Die langsamen:

— ◡ — ◡ Silberstimme.
— — ◡ ◡ herströmende.
◡ — — ◡ die Sturmwinde.

Die schnellen:

◡ — ◡ — mit Ungestüm.
◡ ◡ — — in dem Lautmaß.
— ◡ ◡ — Wonnegefühl.

Diese Verbindung zwischen Zeitausdrucke, und Tonverhalte zeigt, wie mir es vorkömmt, auffallend,

daß die Regeln der Wortbewegung tiefer liegen, als es Vielen bey dem ersten Aufhören scheinen möchte.

Ich sagte, daß ◡ — — ◡ die Sturmwinde ein langsamer Fuß, und — ◡ ◡ — Wonnefühl ein schneller wäre.

Die Theoristen der Alten fanden, nach einer gewissen Berechnung, die Sache ganz anders. Ihnen waren nicht etwa nur die angeführten Füße, der Zeit nach, völlig gleich; sondern dieser, und ein andrer waren's auch: — — — Wuthausruf, und ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ Ei-ligeres in dem Ge-sang. Denn, sagten sie, die kurze Sylbe hat Eine Zeit, und die lange zwey Zeiten. Sie benennten sogar gewisse Füße nach diesem Einfalle. So war z. E. der Fuß: — — — ◡ unruhvolle einer der Heptasemen, oder der Siebenzeitigen. Und hieraus wurde denn nun gefolgert, daß z. E. — — Waldstrom, und: — ◡ ◡ flüchtige gleichzeitige Füße wären. Und so müßten denn auch folgende zwey Verse gleichzeitig seyn:

Wuth, Wehklag', Angstausruf laut aufscholl von dem Schlachtfeld
Eile dahin, wo die Lanz' und das Schwert im Gedräng dich erwarten.

Aber wer hört nicht in ihnen sehr verschiedne Dauer, große Langsamkeit in dem ersten, und viel Schnelligkeit in dem zweyten? Ein ähnlicher Fall ist

es, (ich sage nicht gleicher, weil in der Sprache Längen und Längen, und Kürzen und Kürzen nicht eben dieselben sind) wenn uns jetzt eine Stunde langsam, und eine andere schnell vorübergeht. Es kommt dann gar nicht darauf an, was eine Stunde nach der Uhr, sondern was sie nach unserer Vorstellung ist.

Noch mehr. Von folgenden beyden Versen:

Eile dahin, wo die Lanz' und das Schwert im Gedräng dich erwarten;
Hör' den Klageton, und schau die Wunden des Freundes.

hat der letzte vier Zeiten weniger, als der erste, und gleichwohl dauert er uns länger. So wenig bekümmert sich das Ohr darum, ob man's hier in Momente theilen, und dann berechnen könne.

Aber mindstens, sagt man, wurde denn doch auf diese Gleichzeitigkeit bey gewissen freyeren Versarten der Alten gesehn. Man hatte da die Erlaubniß z. E. ◡ ◡ ◡ für: ◡ — zu setzen, weil: ◡ ◡ so lange dauert, als: —.

Gewiß nicht, antwort' ich, wegen dieser Dauer, die, der Wirkung nach, nicht gleich ist; sondern nur, damit die freye Versart wenigstens einige Einschränkung hätte, und nicht nach völligem Belieben herumschweifen könnte; damit man, in unserem Falle, für: ◡ — nicht auch: ◡ ◡, oder gar: ◡ ◡ ◡ ◡ setzen dürfte.

Ich weiß wohl, daß man diese Bemerkung in den alten Scholien nicht antrifft; aber ist sie denn aus dieser Ursach weniger gegründet? Und war sie den Dichtern, welche in den freyeren Sylbenmaßen schrieben, etwa deswegen unbekannt, weil sie es den Scholiasten war?

Wenn wir Längen und Kürzen hören; so macht das Ohr die Berechnung, auf welche sich die erwähnte Gleichzeitigkeit gründen soll, so wenig, daß es nicht einmal eine andere hier viel natürlichere macht, nach der man die Kürze, als die Hälfte der Länge, ansehn kann.

Die Sylben sind die Theile des Worts. Wenn wir dieses viersylbige Wort: — ◡ ◡ — D o n n e r g e s a n g hören, so hören wir vier Theile eines Ganzen, und nicht sechs; und dieß müßten wir doch, wenn jene Berechnung eine Sache wäre, die das Ohr etwas angehn könnte: wir hören auch nicht eins, halb, halb, eins. Daß wir Theile des Worts hören, ist wenigstens wahr; aber in Betrachtung kömmt's deswegen gleichwohl nicht sonderlich. Was das Ohr hier viel mehr, und beynah allein bemerkt, ist, daß es S c h n e l l i g k e i t, und S t ä r k e der Bewegung hört.

Man sieht, daß ich auch hier die Sache von der Seite ihrer Wirkung ansehe. Ich weiß wohl, daß man das im Theoretischen der Künste nur selten thut; aber ich weiß auch, daß eben dieß zu mancher Verwirrung und Unrichtigkeit verführt hat.

Beharrte man, meiner Gründe ungeachtet, bey der Meinung der alten Theoristen, und glaubte, daß es Sylbenmaße gäbe, das hexametrische z. E., deren Füße als gleichzeitig gehört würden; so ist noch etwas zurück, das Alles über den Haufen wirft. Es sind nämlich am gewöhnlichsten nicht die Verse, sondern ihre Abschnitte die eigentlichen Theile des poetischen Perioden; und von diesem urtheilt das Ohr, in so fern auch Vergleichung der Theile bey dem Urtheile zum Grunde liegt, nur nach den angeführten eigentlichen Theilen.

Jeder Vorleser setzt nach dieser Theilung ab; und Niemand mag es anders hören. Es belustigt daher, wenn man findet, daß Dionys, dieser sonst so scharfsichtige Kritikus, da er unter andern auch von dieser Sache sprechen will, eine Einleitung macht, als ob er vorhätte von den tiefsten Geheimnissen der Kunst zu reden. „Daß nur der Geweihte, ruft er aus, in das „Heiligthum trete, und dem Unheiligen die Thüre ver„schlossen werde."

Nur die lyrischen Sylbenmaße haben, bis auf den Unterschied, der durch die kleineren und größeren Längen oder Kürzen entsteht, auch für das Ohr Gleichzeitigkeit. Denn hier werden in jeder neuen Strophe immer eben dieselben Füße wiederholt. Dennoch ist es nicht die Gleichzeitigkeit, worauf der Zuhörer achtet. Ihn beschäftigt ganz was Anders, nämlich der Zeit-

ausdruck und der Tonverhalt, den die Strophe hat, und das Vergnügen an ihrer Wiederkehr, wenn sie ihm das erstemal gefiel.

Verschiedne Langsamkeit oder Schnelligkeit ist das Wesentliche des Zeitausdrucks. Sein Gebiet ist vornämlich das Sinnliche; und er drückt nur so fern etwas von der Empfindung oder Leidenschaft aus, als Langsamkeit oder Schnelligkeit auch Beschaffenheiten derselben sind.

Auch das mit dem Langsamen oder Schnellen in einer gewissen Nähe Verwandte gehört mit zu dem, was der Zeitausdruck in sich begreift.

So hat z. E. Homer durch den langsamsten Hexameter, welchen man machen kann (er besteht aus lauter Spondeen) den verwandten Begriff des Schweren ausgedrückt:

Situ kai kreioon ad' oinu bebrithasin.

Die Tische

Waren von Brot und Fleisch und Wein belastet.

Ich hab' eine Abstufung der Füße gemacht vom langsamsten bis zu dem, der es am wenigsten ist; und dann weiter von dem am wenigsten schnellen bis zu dem schnellsten. Allein ich lasse dieß weg, weil mir es überflüßig zu seyn scheint. Man wird dabey nicht leicht mehr, als um Eine Stufe fehlen; und daran liegt wenig.

Das Sanfte, das Starke, Muntre, Heftige, Ernstvolle, Feyerliche, und Unruhige sind, oder können Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft seyn. Dieß kömmt mir, wenn ich vom Sinnlichen die gehinderte Bewegung noch mitnehme, als der Inbegriff von dem vor, was der Tonverhalt ausdrücken kann.

Auch das mit den angeführten Beschaffenheiten in einer gewissen Nähe Verwandte gehört mit zu dem, was der Tonverhalt in sich faßt.

So ist z. E. das Sanfte mit seiner Ausartung, dem Weichen, verwandt. Überhaupt machen, so bald der Dichter gut darstellt, die Einbildungskraft und das Gefühl des Zuhörers solche Verwandtschaften ziemlich zahlreich.

Ich sagte oben vom Zeitausdrucke, und hier vom Tonverhalte, daß sie Beschaffenheiten ausdrücken. Ich mußte dieß sagen, wenn ich die Sache richtig bestimmen wollte. Denn die Empfindung und Leidenschaft selbst, oder auch den sinnlichen Gegenstand drückt das Wort, seiner Bedeutung nach, aus. Wendet man mir ein, daß der Zuhörer, von der Lebhaftigkeit seiner Theilnehmung hingerissen, an diesen Unterschied nicht denke, sondern die Leidenschaft selbst, auch in der Bewegung der Worte, zu hören glaube: so kann ich dieß gern zugestehn, ohne daß meine Bestimmung dadurch etwas von ihrer Richtigkeit verliert. Überdieß bin ich

mit dem nicht unterscheidenden Zuhörer recht wohl zufrieden. Desto besser für den Dichter, wenn, wer ihn hört, so täuschbar, und auch für diesen, wenn er des Vergnügens einer solchen Täuschbarkeit fähig ist.

Ich habe noch einen Schritt zu thun, um das, was den Tonverhalt der Füße betrifft, völlig aus einander zu setzen. Ich muß nämlich diejenigen Füße anzeigen, welche die erwähnten Beschaffenheiten, mehr oder weniger, ausdrücken. Ich löse dabey die Füße, welche über drey Sylben haben, nicht in zwey= oder dreysylbige auf; weil dieß wie überhaupt, so auch hier zu nichts führt. Die bezeichneten sind abstechend. Ich wünsche, daß man nicht vergessen habe, was ich oben sagte, daß man sich nämlich, um richtig von der Bewegung des Sylbenmaßes zu urtheilen, die Wirkung vorstellen müsse, die jene dann hat, wenn man, nicht kalt von theoretischer Untersuchung, sondern hingerissen von dem Gedichte, sich ihren Eindrücken überläßt. Auch glaub' ich hier wiederholen zu dürfen, daß die Regeln der Wortbewegung tiefer liegen, als es Vielen bey dem ersten Aufhören vorkommen möchte.

Sanftes.

— ᴗ Laute. — ᴗ — ᴗ Klagestimme.
— ᴗ — ᴗ ᴗ lieblichtönende.
ᴗ — ᴗ Gesänge.

◡ — ◡ — ◡ die Wiederhalle.
◡ — ◡ ◡ — ◡ des Baches Gelispel.
◡ — ◡ ◡ gewendete.

Starkes.

◡ — — der Ausruf.
◡ — ◡ — — des Kriegers Ausruf.
— ◡ ◡ — ◡ ◡ innigerschüttertes.
— ◡ ◡ — — schrecklicher Angriff.
— ◡ ◡ — Donnergeräusch.
◡ ◡ — — — mit des Weltmeers Schall.
◡ ◡ ◡ — — — da es vom Sturm aufbraust.

Muntres.

◡ ◡ — ◡ ◡ der geflügelte.
◡ ◡ — ◡ das Gesäusel.
◡ ◡ — — in dem Lautmaß.
— ◡ ◡ — ◡ Silbergewölke.

◡ — begann, und — ◡ ◡ freudige haben auch Muntres, aber das sich weniger ausnimmt. Es fehlt ihnen der tanzende Gang der drey ersten.

◡ ◡ — — in dem Lautmaß hat diesen Gang am hörbarsten.

Heftiges.

⏑ — ⏑ — mit Ungestüm. ⏑ ⏑ — im Gefecht.
⏑ — ⏑ ⏑ — der Panzer Getön.
⏑ ⏑ — ⏑ — des Geschwaders Flug.
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — mit der Schwerter Geklirr.
⏑ ⏑ ⏑ — „zu dem Getös."
⏑ ⏑ ⏑ — — „da vom Gefild' auf."
⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ „in dem entflammten."
⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ „zu der vertilgenden."

Ernstvolles.

— — — ⏑ mitausrufend.
⏑ — — — des Anfalls Wuth.
— ⏑ — „Wetterstrahl."
⏑ — — — ⏑ des Aufruhrs Brausen.
⏑ — — — ⏑ ⏑ die Unglückselige.

Feyerliches.

— — ⏑ ⏑ aufschauende.
— — — ⏑ ⏑ Unglückselige.

Unruhiges.

Diese Füße sind alle abstechend.

— — ⏑ Sturmwinde. — ⏑ ⏑ ⏑ Flüchtigere.
⏑ — — ⏑ — des Heerzugs Getös.
— ⏑ ⏑ ⏑ — tödtliches Geschoß.

◡ ◡ — — ◡ ◡ vom Gebirg' hallende.
◡ — — ◡ ◡ der abtrünnige.
◡ ◡ — — ◡ in der Nacht Schrecken.
◡ — — ◡ im Abgrunde.

Die Füße: — ◡ — — Sonnenaufgang, und — — ◡ — Anbruch des Tags scheinen mir nur Zeitausdruck, aber keinen Tonverhalt zu haben.

Unter den fünf- und mehrsylbigen hab' ich nur in den angeführten Füßen, Tonverhalt gefunden.

Verhört' ich mich bey den übrigen; so ist dieß desto besser für den metrischen Ausdruck.

Die Doppelfüße (ich verstehe zwey Wortfüße darunter) kommen vor, wo vom Verse die Rede seyn wird. Es ist da noch Vieles zu bemerken, das den Tonverhalt, oder das Vornehmste der Wortbewegung, betrifft. Ich will hier etwas davon in voraus berühren. Der Fuß: — ◡ ◡ — Wonnegesang ist übereinstimmend; aber wenn zwey sich folgen; so verliert sich etwas von der Übereinstimmung, als: Stürme des Nords huben die Fluth. Denn in diesen beyden liegt der: ◡ — — ◡ Gesichtskreise versteckt. Dieser letzte Fuß ist in Gegentheile sehr abstechend; aber wenn sich ihrer zwey folgen, so wird das Abstechende ein wenig schwächer, als: Da Waldströme sich herwälzten. Denn in diesen beyden liegt nun der Fuß: — ◡ ◡ — Wonnegesang versteckt.

In den angeführten Doppelfüßen wurde, in dem ersten das übereinstimmende, und in dem zweyten das Abstechende vermindert.

Es giebt auch Fälle, wo das Eine oder das Andre vermehrt wird.

Der Fuß: — ᴗ — Winterluft hat nur wenig Abstechendes. In: Wetter drohn schrecklich her wird es durch den versteckten: ᴗ — — ᴗ Gesichtskreise vermehrt.

Der Fuß: ᴗ ᴗ ᴗ — in dem Gesang ist abstechend. In dem Doppelfuße: Da das Heer in dem Getös sticht er noch mehr ab. Denn da wir das übereinstimmende des Fußes: ᴗ ᴗ — im Gefecht eben erst gehört haben; so wird uns das Abstechende des ᴗ ᴗ ᴗ — in dem Gesang noch merklicher.

So viel hier von den Doppelfüßen.

Der einsylbige Fuß: — Wuth hat zwar mit dem Tonverhalte nichts zu thun, auch kann man nicht wohl sagen, daß er langsam sey; aber er giebt dem Worte, woraus er besteht, besonders wenn er gut gestellt ist, viel Bedeutung: zugleich erregt er, welches hier das wichtigste ist, die Aufmerksamkeit dadurch nicht wenig, daß er, wenn ich so sagen darf, den Heerzug der mannichfaltigen metrischen Bewegungen Halte machen läßt.

— — — —

— — —

Wer auf die Eindrücke acht gegeben hat, welche Gedichte machen, der wird bemerkt haben, (nur Hartshörigen oder Fühllosen ist dieses unbekannt) daß die Eindrücke des Sylbenmaßes stärker sind, als man vermuthen sollte, daß sie seyn könnten, wenn man den Ausdruck, der darin liegt, an sich selbst betrachtet. Die Ursach hiervon scheint mir folgende zu seyn.

Doch man erlaube mir, hier ein wenig aus meinem Wege zu gehn. Denn es könnte leicht seyn, daß Einige aus Ursachen, denen nachzuforschen überflüßig wäre, dafür hielten, ich überschritte durch das, was ich von dieser Sache sagte, die Gränzen ihrer Wirkung. Aber wenn nun die Alten hierin weiter als ich gegangen wären, und man ihnen also entweder noch lebhaftere Vorwürfe als mir machen, oder im Falle, daß man durch sie veranlaßt würde seine Meinung zu ändern, mir so gar meine Sorgfalt nichts zu übertreiben anrechnen müßte?

Wir können hierüber nichts ausmachen, ohne die Alten selbst zu hören. Sie reden in dem, was ich von ihnen anführen werde, meistens vom Numerus, oder dem prosaischen Sylbenmaße; allein was von diesem gilt, das gilt noch mehr vom poetischen. Ich lasse mich hier auf die Beurtheilung der Alten nicht ein, weil ich sie nur in der Absicht anführe, daß man ihre Meinungen kennen lerne.

Auch in der Rede, sagt Dionys, ist etwas Mu-

sikalisches, welches, nur dem Grade, aber nicht der Beschaffenheit nach, von dem unterschieden ist, das der Gesang und die Instrumente haben. Denn auch die Worte haben ihre Modulazion, ihre Bewegung, ihre Abwechselung, und ihr Schickliches. Das Gehör wird durch diese Modulazion vergnügt; durch die Bewegung fortgerissen; verlangt nach der Abwechselung, und liebt vornämlich das Passende.

Dieß sind die Dinge, welche der Rede vorzüglich Schönheit und Anmuth geben. (Unter der Schönheit begreift er das Große, Nachdrückliche, Ernstvolle, Würdige, und überredende.)

Durch edle Füße, und die eine gewisse Würde und Größe haben, entstehn Würde, Stärke, und Pracht in der Bildung des Perioden.

Diejenige Art zu schreiben muß nothwendig schön seyn, die durchgehends aus schönen Füßen besteht. Davon finden wir in Platon unzählige Beyspiele. Er ist ungemein glücklich in der guten Stellung und Verbindung der Füße. Wäre er so stark in der Wahl der Wörter, als er unerschöpflich ist sie gut zu verbinden; so überträfe er Demosthenen, oder gliche ihm wenigstens an Schönheit des Ausdrucks.

Wohl nur die, welche nicht sonderlich scharfsinnig, und desto zanksüchtiger sind; oder die, welche Vieles mühsam erlernt haben, aber unbekannt mit dem Angenehmen, und auch nicht eben die tiefsinnigsten sind,

werden in Demosthenen seine Aufmerksamkeit auf Harmonie, Füße, und Sylbenmaß nicht finden können, weil dieß, wie sie glauben, eigentlich nur den Musiker und Dichter angehe.

Die sich hierum nicht bekümmert haben, die haben niedrige, haben schwache, haben durch noch andre Schandflecke verunstaltete Werke hervorgebracht. Hier steht der Sophist Hegesias oben an, und unten an, und in der Mitte. Ich weiß bey Jupitern und allen Göttern nicht, was ich von ihm sagen soll. War er so ohne alles Gefühl, ein solcher Dummkopf, daß er nicht einsehen konnte, welche Füße edel, und welche unedel wären? oder so blödsinnig und zerrüttet, daß er die besseren kannte, und die schlechteren wählte?

Nach Demetrius drücken zwey der Päonen Größe aus. Wenn man auch nicht immer den langanfangenden (— ◡ ◡ ◡) zuerst setzen, und mit dem langendenden (◡ ◡ ◡ —) schließen kann; so muß man doch etwas ihnen Ähnliches anzubringen suchen. Theophrast führt diese päonische Wendung als Ausdruck des Großen an: — — ◡ ◡ ◡, — ◡ ◡, — ◡ ◡; ◡ ◡ ◡ — —.

Wenn Plato die Füße so: ◡ ◡ ◡ — — ◡ ◡ ◡ ◡, oder so: — — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ folgen läßt, so ist es schön und gesangmäßig; (er redet von einem Sänger) wenn man aber dieß so: ◡ ◡ ◡ — ◡ — — ◡ —, oder so: ◡ ◡ — ◡ — — ◡ — ◡ veränderte; so würde man ihm alle Anmuth nehmen, die allein in

der Stellung der Füße, aber nicht in dem Sinne, auch nicht in den Worten liegt.

Das Große, das man in Thuzydiden findet, entsteht beynah nur dadurch, daß er Füße von vielen langen Sylben braucht. Dieser Mann hat durchgehends eine gewisse Größe, und zu dieser gelangt er, wo nicht allein, doch vornämlich durch diese Zusammensetzung.

Wenn man die Prose ein wenig metrisch wendet; so macht uns dieß Vergnügen, und aus diesem Vergnügen entsteht unvermerkt Anmuth. Man findet diese Art der Ausbildung oft bey den Peripatetikern, Platon, Xenophonen, und Herodoten; mich deucht auch nicht selten bey Demosthenen; aber Thuzydides vermeidet sie.

Es ist unsrer Seele, sagt Cicero, nichts so nah verwandt, als Numerus und Klang. Sie ermuntern und entflammen und besänftigen uns; durch sie schmachten wir hin; sie bringen uns zur Freude oder zur Traurigkeit. Ihre höchste Stärke gehört für Gedichte und Lied.

Fragt man: Welchen Zweck der Numerus des Redners habe? so antwort' ich: Das Vergnügen. Wenn er darauf sehen müsse? Immer. Wo? In der ganzen Folge der Worte. Was jenes Vergnügen hervorbringe? Nichts anders, als was es in den Versen hervorbringt, deren Maß die Regel kaum anzuzeigen

braucht, weil es die Ohren durch ihr schnelles Urtheil von selbst und ohne Regel bestimmen.

Man setzt den Päon nach Aristotelen, Theophrasten, Theodekten, und Ephoren sehr gut im Anfange, in der Mitte, und auch am Ende des Perioden, wo ich gleichwohl den Kretikus vorziehe.

Der Dochimus (◡ — — ◡ —) schickt sich für jede Stelle des Perioden; aber er muß nur Einmal vorkommen. Denn wiederholt nimmt er sich zu sehr aus.

Die Feldherren brauchten, wenn sie das Heer anredeten, vornämlich den Anapäst.

Carbo schloß in einer Rede an das Volk eine Abtheilung des Perioden so: ◡ ◡ ◡ — — ◡ — — ◡ — ◡. Durch den endenden Dichoreen (— ◡ — ◡) entstand ein so lauter Beyfall der Versammlung, daß es eine rechte Freude war. Was anders als der Numerus brachte hier wohl diese Wirkung hervor? Man verändere die Ordnung der Worte, und stelle sie so: — ◡ — — — ◡ — ◡ ◡ ◡ — und es wird nichts mehr sagen, ob wir gleich denjenigen Fuß zuletzt hören, der Aristotelen, von dem ich hier abgehe, so sehr gefällt. Es sind eben die Worte, eben der Sinn. Der Verstand ist befriedigt; aber nicht das Ohr.

Wie die Athleten, und fast eben so die Gladiatoren bey dem Weichen nichts mit Behutsamkeit, und bey dem Angriffe nichts mit Ungestüme thun, wobey ihre Bewegung nicht etwas von ihrer Kunst habe, so

daß alles, was zum Kampfe gehört, auch für das Auge schön ist: auf gleiche Weise wird der Redner nicht tief verwunden; wenn er sich bey dem Angriffe nicht gut richtet, oder den Anfall unvermerkt genung vermeiden; wenn er nicht weiß, wie er mit Anstande weichen müsse. Es scheinen mir daher die Reden derer, die ihre Sätze nicht mit Numerus vortragen, die Bewegung derjenigen zu haben, welche die Griechen apalästische Kämpfer nennen; und es fehlt so viel, daß, wie die behaupten, welche dieß aus Mangel der Anweisung, oder ihres langsamen Begriffs wegen, oder auch aus Abneigung vor der Arbeit, nicht erreicht haben, daß, sag' ich, die Reden, durch die gute Stellung der Worte, geschwächt werden, daß sie vielmehr, ohne dieselbe, weder Feuer noch Kraft haben.

Und diese, die es nicht erreichen konnten, lassen sich gleichwohl träumen, auf Einmal Attiker geworden zu seyn. Als wenn ein Trallian Demosthen wäre, dessen Blitze nicht treffen würden, wie sie treffen, wofern sie der Numerus nicht mit sich fortrisse.

Wenn die Theile des Großen, sagt Longin, von einander gesondert sind; so zerfällt mit ihnen das Erhabne: wenn sie aber wie in Einen Leib vereint, und durch das Band der Harmonie zusammen gehalten werden; so bekommen sie eben dadurch erst ihren rechten Klang, und nur im Perioden trägt alles das Seinige zur Erhabenheit bey.

Wir werden von Natur durch die Harmonie nicht bloß überredet und vergnügt; sondern auch zum Großen und zur Leidenschaft fortgerissen. Welche Wirkungen Flöte und Leyer auch auf uns haben, so ahmen sie doch nur unvollkommen nach, und sind keine wahre der menschlichen Natur gemäße Triebfedern, wenn es auf die Überredung ankömmt. Wir können also nicht zweifeln, daß die Zusammensetzung, die eine gewisse Harmonie der Worte ist, welche dem Menschen angeboren sind, und ihm auch in die Seele, nicht ins Ohr allein dringen, eine Harmonie, die mannichfaltige Bilder der Benennungen, der Gedanken, der Sachen, der Schönheit, des Ebenmaßes, kurz alles dessen in uns erweckt, was von unsrer Geburt an auf uns wirkte; die zugleich mit der Mischung und Abwechselung ihrer Töne die Leidenschaft des Redenden in die Herzen derer, die um ihn sind, ergießt, und sie zur Theilnehmung bringt; die durch die Verbindung der Worte Großes mit Großem wie in ein Gebäude vereint, daß diese Zusammensetzung uns einnehme, uns mit Kraft und Würde und Hoheit, mit alle dem, was sie in sich begreift, erfülle, und unsre ganze Seele beherrsche!

In folgender vortrefflichen Stelle Demosthens: — ◡◡ — — ◡ — ◡◡ — ◡ — ◡ — — ◡ — ◡ — ◡ — — ◡ — — ◡ — — ◡◡ ist die Harmonie auf keine

Weise unter dem Inhalte. Sie besteht aus daktylischen Füßen. Diese sind die edelsten, und schicken sich vor andern zu dem Großen. Auch bilden sie das heroische Sylbenmaß, das schönste unter denen, die wir kennen. Man nehme: — — ᴗ ᴗ von seiner Stelle, und setze es wohin man will, z. E. — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ — — ᴗ ᴗ ᴗ — — ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ — ᴗ — —; oder man lasse auch nur Eine Sylbe weg, und mache: — ᴗ ᴗ, aus: — — ᴗ ᴗ; und man wird sehen, wie sehr die Harmonie mit dem Erhabnen übereinstimme. Denn das: — — ᴗ ᴗ (hoosper nephos) geht mit der Länge seines ersten vierzeitigen Fußes einher. Wenn man ihm aber die eine Sylbe nimmt, und sagt: — ᴗ ᴗ (hoos nephos) so wird das Große durch diese Wegwerfung vorn verstümmelt. Dehnt man es im Gegentheile zu: — ᴗ — ᴗ ᴗ (hoosperei nephos) aus; so bedeutet es zwar eben das, allein es schallt uns nicht so zu, weil das Erhabne durch die beyden äußersten Längen, welche — ᴗ — (hoosperei) hat, aufgelöst wird, und erschlafft.

(Durch daktylische Füße versteht Longin solche, die mit den Daktylen eine gewisse Ähnlichkeit haben. Nach der Beschaffenheit der Quantität, welche die Stelle hat, konnte er keine andre Ähnlichkeit meinen, als die des Anfangs mit der Länge, und des Schlusses mit der Kürze. Und so müßte man die Stelle in fol-

gende künstliche Füße theilen: — ◡ ◡, — — ◡, — ◡ ◡, — ◡, — ◡, — — ◡, — ◡, — ◡, — — ◡, — — ◡, — — ◡ ◡.

Die Theoristen der Alten (merk' ich in Vorbeygehn an) hätten immer, auch für den Numerus, künstliche, oder Füße der Regel annehmen mögen; wiewohl diese Methode hier bey weitem nicht so gut, als bey den ähnlichen Versarten paßt: allein sie hatten sehr unrecht, wenn sie die künstlichen Füße mit dem, was dadurch entstand, mit den Wortfüßen, verwechselten, und dann den ersten die Wirkung der letzten zuschrieben. Und dieß hat selbst Longin hier gethan. Denn zu den Wortfüßen unsrer Stelle gehören unter andern: ◡ — — ◡ (peristanta) und ◡ — — (parelthein).

Zweifelt man, ob Longin durch daktylische Füße (Es ändert bey der Sache nichts, daß er den Fuß: — — ◡ ◡, indem er sich besonders bey ihm aufhält, in zwey Füße theilt.) durch daktylische Füße den Daktylen ähnliche verstehe; so kann man sich durch Folgendes aus Demetrius überzeugen. „Wenn wir auch, sagt dieser, keine eigentliche Päone (er meint nur diese: — ◡ ◡ ◡, ◡ ◡ ◡ —) anbringen können; so müssen wir doch wenigstens päonische Zusammensetzungen machen, nämlich bald mit Längen anfangen, und bald mit Längen schließen. So besteht z. E. folgende Stelle, die Theophrast anführt: — — ◡ ◡ ◡, — ◡ ◡, — ◡ ◡;

◡ ◡ ◡ — — nicht aus eigentlichen Päonen; aber sie hat doch etwas Päonisches."

So weit aus den Alten. Man kann bemerkt haben, daß ihnen die Sache noch wichtiger als mir war; und daß sie nicht immer die Wage fest hielten, und scharf auf den kleinen Weiser oben sahn.

Ich komme wieder in meinen Weg.

Wer auf die Eindrücke acht gegeben hat, welche Gedichte machen, der wird bemerkt haben, (nur Harthörigen oder Fühllosen ist dieß unbekannt) daß die Eindrücke des Sylbenmaßes stärker sind, als man vermuthen sollte, daß sie seyn könnten, wenn man den Ausdruck, der darin liegt, an sich selbst betrachtet. Die Ursach hiervon scheint mir folgende zu seyn:

Wir bekommen die Vorstellungen, welche die Worte, ihrem Sinne nach, in uns hervorbringen, nicht völlig so schnell, als die, welche durch die Worte, ihrer Bewegung nach, entstehen. Dort verwandeln wir das Zeichen erst in das Bezeichnete; hier dünkt uns die Bewegung gerade zu das durch sie Ausgedrückte zu seyn. Diese Täuschung muß dem Dichter eben so wichtig seyn, als sie ihm vortheilhaft ist.

Bedarf Jemand noch Überzeugung, daß, wer die Wirkungen des Sylbenmaßes läugnet, nicht eben, wie es Fischart nennt, sonderlich ohrenzart sey; so kann ihn vielleicht folgende Bemerkung zurecht weisen.

Der Takt ist etwas sehr Hörbares; (oder wird

auch hieran gezweifelt?) gleichwohl schallt über seine Bewegung, wohlverstanden, daß sie sich gut anschmiege, die Wortbewegung sehr merklich hervor. Ich meine hier nicht die Sylbenmaße, die mit dem Takte Einen Schritt halten, sondern ganz andre: z. E. diese beyden lyrischen Verse in Viervierteltakte:

◡ ◡ — — —, ◡ ◡ — — —,

◡ ◡ ◡ — — —, ◡ ◡ ◡ — — —.

Das Sylbenmaß kann nur in dem Grade wirken, in welchem es dem Inhalte angemessen ist, oder scheint; das letzte, weil das Gefühl und die Einbildungskraft des Zuhörers sehr geneigt sind dem Sylbenmaße fortzuhelfen. Gleichwohl ist auch hier das Seyn dem Scheinen vorzuziehn.

Aber der Dichter kann sich bey diesem zur Sache gehörigen metrischen Ausdrucke nicht immer genung thun. Zwey Ursachen, davon die erste seltner, und die zweyte gewöhnlicher ist, hindern ihn daran. Es giebt nämlich einige poetische Gedanken, für welche das Sylbenmaß keinen Ausdruck hat; und dann muß er die dem Sinne nach ausdrückendsten Wörter und Wortstellungen, denen aber oft die passende Bewegung fehlt, nothwendig wählen. Denn er darf das Wichtigere dem weniger Wichtigen nicht aufopfern.

Doch hat dieß folgende Einschränkung: Wenn ein Wort dem ausdrückendsten beynah gleich kömmt, und viel metrische Bedeutung hat; so verdient es die

Wahl. Denn hier gewinnt der Dichter auf der einen Seite mehr, als er auf der andern verliert.

So bald entweder nur der Zeitausdruck, oder nur der Tonverhalt zu dem Gedanken paßt; so schallt das Passende dadurch so hervor, daß darüber das andre nicht bemerkt wird. Und dieß mußte so seyn, wofern der Ausdruck des Sylbenmaßes nicht verlieren sollte. Wenn der Dichter sagt:

Aber da rollte der Donner von dunklen Gewölken herunter.

so wird über der Schnelligkeit des Zeitausdrucks, weil sie sich zur Sache schickt, das nicht passende Sanfte des Tonverhalts nicht bemerkt. Der Fuß: ◡ — ◡ da rollte ist sanft. Der Vers wiederholt ihn noch dazu beständig; und gleichwohl überwiegt der schnelle Zeitausdruck. So viel Einfluß hat es, daß dieser dem Gegenstande angemessen ist.

Sagt hingegen der Dichter:

Da die Lüfte des Lenzes mit Blüthe das Mädchen bewehten.

so hört man nur auf das Sanfte des Tonverhalts. Die hier nicht her gehörige Eile des Zeitausdrucks geht uns nichts an.

In diesem Verse:

Und der Donner schlug ein, und durchscholl das Gekluft.

sind Zeitausdruck und Tonverhalt vereint, und wirken daher desto stärker. Der Tonverhalt der drey letzten Füße (des Jamben auch, weil er mit Anapästen verbunden ist) drückt Heftigkeit aus. Es verändert hier beynah nichts, daß die beyden ersten dieß nicht thun. Denn die hervorschallenden Füße (hier sind's die drey letzten) geben dem Tonverhalte eines Verses seine Bestimmung.

In dem Verse:

Da Waldströme durch Felsklüfte sich herwälzten.

hören wir, dem Tonverhalte nach, das Gehinderte der Bewegung, und dem Zeitausdrucke, ihre Langsamkeit.

Ferner in diesem:

O Wehklage, die aufsteigend vom Abgrunde.

dem ersten nach, Unruh der müden Qual, und dem zweyten, das Langsame dieser Ermüdung.

Wenn das Sylbenmaß dem Inhalte nicht angemessen ist; (so oft ich vom Angemeßnen rede, begreife ich den Schein mit darunter) so verliert es, weil es, ununterstützt vom Inhalte, nicht Bedeutung genung hat, das meiste von seiner Wirkung. Und es ist auch gut, daß dieß geschieht. Denn sonst würde man die Abweichung zu sehr bemerken.

In dem angeführten Falle hört man nur so obenhin auf das Sylbenmaß. Es ist dann Nebensache, auf die man allein in so fern achtet, als man an allem, was durch Bewegung Leben zeigt, Geschmack findet.

Man sieht, daß ich hier nicht von denen rede, welche mit der Theorie des Sylbenmaßes bekannt sind. Denn diese haben sich angewöhnt auf den Vers genau acht zu geben; und ihnen macht er auch ohne Rücksicht auf das, was er ausdrücken soll, Vergnügen. Daher die Ausrufe über die schönen Verse der Alten überhaupt. Und gleichwohl sollte man bey denen Versen schweigen, die ihren Gang für sich gehn, und den Inhalt seiner Wege gehn lassen.

Das nicht angemeßne, oder getrennte Sylbenmaß misfällt, wenn es so starke metrische Bedeutung hat, daß es durch die Trennung nicht genung von seiner Wirkung verliert. Wenn z. E. viel Abstechendes des Tonverhalts, oder große Langsamkeit des Zeitausdrucks mit einem Inhalte, der diesem widerspricht, gehört wird; so fällt es auf, daß dieß nicht zusammen passe. Aber nicht nur völlig widersprechendes, sondern auch merklich abweichendes Sylbenmaß gehört, wenn es viel Bedeutung hat, hierher.

Es scheint mir nicht, daß der Ausdruck, den der Tonverhalt hat, könne übertrieben werden; aber der Zeitausdruck kann's. Man kann zu schnelle, oder zu langsame Verse machen.

Die neuern Theoristen wissen so wenig, was der so genannte lebendige Ausdruck sey, daß sie nur den übertriebenen Zeitausdruck so nennen. Die Theo-

risten der Alten waren auch nicht viel weiter gekommen.

Ob der Ausdruck, den der Tonverhalt hat, nicht zuweilen auch lebendig zu heißen verdiene, ist eine Frage, auf deren Beantwortung sich Viele bloß deswegen nicht werden einlassen wollen, weil sie kein griechischer oder römischer Kritikus gethan hat. (Sie konnten sie nicht einmal thun, weil sie den Tonverhalt zwar wohl manchmal fühlten, aber nicht kannten.) Auch ich mag mich auf diese Frage nicht einlassen, allein aus einer ganz andern Ursache. Ich glaube nämlich, daß sie die Dichter, die alten und unsre schon beantwortet haben.

Der lebendige Ausdruck muß vornämlich auch dem Inhalte angemessen seyn. Er ist dieß aber, besonders alsdann nicht, wenn jener nicht wichtig genung ist, um durch so etwas Heraushebendes, als der lebendige Ausdruck hat, unterschieden zu werden.

Es ist überhaupt nicht leicht die Bewegung des ungetrennten Sylbenmaßes ihren Tanz so halten zu lassen, daß man sie in Wendungen leitet, die weder Anstrengung noch Schwäche zeigen, und den Zeitausdruck und Tonverhalt mit gleichem Schritte fortführt; oder da, wo nur der eine von beyden zum Inhalte paßt, dafür sorgt, daß der passende recht weit vortrete, und der andere darüber desto weniger bemerkt werde. Ich nenne dieß vollendete metrische Schönheit.

Ungeblendete und sorgfältige Untersucher werden finden, daß sogar die Dichter der Alten nur zuweilen, und selbst Homer nur viel öfter, als die andern dieser Vorstellung von der metrischen Schönheit genung gethan haben. Denn auch Homers Verse gehen nicht selten ihren Weg für sich; und lassen den Inhalt den seinigen gehn: oder sie gehen gar geradezu gegen den Inhalt an. Und gleichwohl durfte Homer den Wörtern Sylben geben oder nehmen, und konnte also die dem Sinne nach ausdrückendsten für den mitgehenden Vers bilden. Überhaupt gelten hier das Öfter oder Seltner, und das Mehr oder Weniger so sehr, und das Ziel, die durchgängige vollendete Schönheit des Sylbenmaßes, ist so unerreichbar, daß man so gar weit davon der nächste seyn kann.

Nachlese.

Seite 154.

1. „Die kurzen Selbstlaute . . . 3. „Die Selbstlaute å . . .

Aristides sagt, „daß die kurzen und die langen Selbstlaute, am Ende der Wörter, zweyzeitig seyn.“ Bey den langen setzt er die Bestimmung hinzu, daß das folgende Wort mit einem Selbstlaute anfangen müsse, und fährt dann fort: „Weil hier kein Mitlaut ist, der die beyden Selbstlaute verbinde; so wird, indem der offene Mund den Schall hervorbringt, der gute Klang aufgelöst. Wir bemühen uns dann mit fortgehender Stimme den zweyten Selbstlaut zu erreichen, eh wir noch den ersten völlig ausgesprochen haben; und so verliert denn dieser etwas von seiner Dauer.“

Ich hätte hierwider Vieles zu sagen; allein es ist nicht nöthig, weil Eine Bemerkung alles über den Haufen wirft.

Man nehme diese beyden Beyspiele c h r ů s e o o a n a, und g e n e t o i a c h å. In dem ersten ist der hier für zweyzeitig erklärte lange Selbstlaut o o kurz; und in dem andern ist der hier gleichfalls für zweyzeitig erklärte kurze Selbstlaut o lang. Beyde sind's unter einerley Umständen, und müssen's daher auch aus einer und eben derselben Ursach seyn. Daß also der kurze Selbstlaut o lang wurde, weil er etwas von seiner Dauer verlor.

Der Grund, warum Aristides glaubt, daß die kurzen Selbstlaute in der Endsylbe, oder auch als Endbuchstaben, zweyzeitig seyn, ist dieser: „Der Abstand, sagt er, welcher von der Endung des vorhergehenden Wortes bis zu dem Anfange des folgenden ist, giebt dieser Sylbe die Länge."

Ich übergehe, daß die einsylbigen Wörter mit einem kurzen Selbstlaute vergessen sind; und daß das hier Gesagte dem Vorigen widerspricht. Denn nach dem, was wir jetzt hören, wird o o in c h r ů s e o o a n a noch länger, als es an sich selbst ist.

Daß also o in g e n e t o i a c h å, wegen des fast unmerklichen Aufhörens, wodurch der Sprechende ein Wort von dem andern sondert, lang würde. Ich kann

dieß nicht als wahr annehmen. Denn weil Aufhören, und Reden etwas sehr verschiednes sind, so dürfen auch ihre Zeiten nicht, als einerley geltend, verbunden werden. Aber gesetzt, daß sie dürften; so ist ja doch nicht auszumachen, ob die Zeit des Aufhörens zum Vorhergehenden oder Folgenden, in unserm Beyspiele, zu o oder i gerechnet werden müsse. Auch die Pause des Musikers hören wir nicht, als eine Mitzeit der gespielten oder gesungenen Note; sondern wir hören nur die Zeit der Note selbst. Die Pause wird übrigens aus bekannten guten Ursachen gesetzt.

Ich hätte unsre neuern Prosodisten nicht allein beschuldigen sollen, daß sie den Sylbenzwang der griechischen Dichter zu beschönigen suchten. Denn etliche der alten Prosodisten haben's auch nicht daran fehlen lassen. Ich besann mich hierauf nicht, als ich jenes sagte.

Ich habe Aristiden, der überhaupt ein Kritikus von vielem Urtheile ist, auf eine Art widerlegt, daß dabey selbst keine Ausflüchte statt finden. Man wird mir also, denk' ich, zutraun, daß ich diejenigen Kritiker, die unter ihm sind, wenigstens eben so gut widerlegen würde. Und so hätt' ich denn auch nicht nöthig mehr über die Sache zu sagen.

Aber gleichwohl dürft' es vielleicht für Einige nicht ganz überflüßig seyn noch Folgendes hinzu zu setzen:

So oft Dionys prosaische Stellen in künstliche Füße theilt, so sagt er es allzeit, wenn er zweyzeitige Sylben darin antrifft. Es sind ihm also alle Sylben, bey denen er der Zweyzeitigkeit nicht erwähnt, unveränderlich lang, oder kurz.

In wenigen Zeilen, die er so getheilt hat, sind von folgenden Sylben, welche die Beschöniger für zweyzeitig ausgeben, kurz men, die dritte des Antibaccheus, ferner dres, die erste des Anapästes; und lang thai, (es folgt ein Selbstlaut) die dritte des Dispondeen.

Men macht das Wort selbst aus; dres und thai sind Endsylben. Dieser Unterschied kömmt bey der Sache nicht in Betrachtung.

Man stelle sich jetzt eine ganze Rede vor, die Aristides theilt: Wie oft er da wiederholen muß: Ein solcher Fuß, oder wenn man lieber will, ein solcher; und wie man, wenn man ihm glaubt, an dem Schwankenden der so sehr angestaunten griechischen Quantität nun vollends sein blaues Wunder hört.

Wenn man also durch Dionysen weiß, daß folgender Vers (Die zweyzeitigen Selbstlaute sind in gewissen Wörtern bestimmt, und gehören als solche hierher.) der Vers:

Lege de sû kata poda neolûta melea.

aus lauter Pyrrhichien bestehe; so kann man gleichwohl,

wenn man will, von Aristiden lernen, daß er auch so könne ausgesprochen werden:

– – – – – –
Lege de sū kata poda neolūta melea.

Wir haben seine Gründe gehört.

Die Verwandlung der langen Selbstlaute in kurze, und dieser in jene ist Sylbenzwang; wie man's da, wenn man andrer Meinung ist, auch biege oder breche. Wer sich also von Aristiden irre machen läßt, der beschuldigt die Griechen, nicht etwa der Nachsicht, den Sylbenzwang erlaubt, sondern der Harthörigkeit, einen regelmäßigen gehabt zu haben.

Seite 156.

„Pros ist kurz .... Spondee seyn muß."

Der Verfasser, der vielleicht nur Longins Scholiast ist, vergaß, da er das Angeführte schrieb, sein prosodisches System, nach welchem er sich, wie man aus dem Vorhergehenden sieht, von ungefähr so hätte ausdrücken müssen: „Pros ist zweyzeitig; Homer braucht es daher, wie er darf, lang in Pros oikon, weil da der Vers einen Spondeen erfodert." So drückte er sich aber nicht aus, sondern ließ sich von der wirklichen Beschaffenheit der Sache überraschen, und schrieb hin:

„Pros ist kurz; es steht aber statt einer Länge, wenn Homer sagt: Pros oikon, weil der Fuß ein Spondee seyn muß.“ Solche Fingerzeige der Übereilung sind eben nicht zu verachten. Man folgt ihnen oft wohl so sicher, als ordentlichen Wegweisern.

VI.

Vom deutschen Hexameter.

Aus einem Briefe Kl — s an den Herausgeber der „Auswahl ans Kl — s Nachlaß.“ S. dieselbe 2. Th. 62. S.

Man kann, mich deucht, unter anderm auch deswegen mit dem deutschen Hexameter zufrieden seyn, weil er oft lyrische Verse der Alten, als Theile, aufnimmt. Denn was diesen, als ein Ganzes, schön vorkam, dürfte, als Theil, doch wohl nicht verwerflich seyn. Man könnte sogar sagen, daß das, als Theil, Aufgenommne, durch Vergleichung mit dem andern (schließenden) Theile, noch gewönne.

Cur neque militaris
Schwingt sie den leichten Flügel
Audax omnia perpeti
Wenn mit furchtbarem Ungestüm,

Quae caret cruora ore nostro Änderten also des Heeres Ordnung Cras ingens iterabimus aequor Nun ausrief mit der schreckenden Stimme	Weiblicher Nachabschnitt.

Dem sapphischen Verse fehlt nur der Ausgang zum deutschen Hexameter:

Nube candentes humeros amictus

Wenn mit Wuthausruf in der Schlacht die Krieger

Wenn man aus folgendem Verse:

Nunc et in umbrosis Fauno decet immolare lucis

lucis wegläßt; so hat man einen deutschen Hexameter mit dem trochäischen Ausgange.

Schallet in Tempe's Hain umher das Geräusch der Bäche.

Wem es einfiele in Pindar Verse aufzusuchen, von denen der eine den ersten Theil des d. Hexameters ausmachte, und der andere den zweyten Theil, der würde, denke ich, in kurzer Zeit einige Hexameter zusammensetzen können.

Vom Sylbenmaße.

(Fragmente.)

Aus der Schrift: „Über Merkwürdigkeiten der Litteratur.“ Der Fortsetzung erstes Stück. Hamburg und Bremen, 1770.

Vom Sylbenmaße.

(Fragmente.)

Aus der Schrift: „Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur.“ Der Fortsetzung erstes Stück. Hamburg und Bremen, 1770.

Aus dem ersten Gespräche.

Werthing.

Sie müssen heut Ihr Versprechen halten, Selmer, und uns mit Ihrer Theorie des Sylbenmaßes bekannt machen.

Selmer. Ich habe Ihnen dieß Versprechen mehr aus Gefälligkeit, als im Ernste gethan, weil Sie zu vertraut mit den Griechen sind, um die Theorie des Sylbenmaßes nicht zu kennen; und weil Heiners die Kunst des Verses für eine sehr kleine Nebenschönheit eines Gedichts hält.

Werthing. Wenn mir auch die Griechen so bekannt wären, als sie Ihnen sind; so würd' ich gleichwohl Ihre Gedanken von den Versarten unsrer Lehrer wissen wollen. Überdieß will ich auch von Ihnen hö-

ren, in wie fern die Griechen, in Absicht auf das Sylbenmaß, unsre Muster seyn dürfen.

Heiners. Ich bin kein solcher Verächter der Versifikation, als Sie mir Schuld geben. Aber darin werd' ich wohl niemals Ihrer Meinung werden, daß wir von Opitzens Verse abgehn, und die Griechen nachahmen sollen. Erst der Gedanke, dann der Ausdruck. Das sind die beyden Hauptsachen. Wenn wir hierauf unsern alten Vers gut machen, so haben wir alles gethan, was unverwöhnte Leser von uns fodern können.

Selmer. Es ist bisweilen so übel nicht, vornämlich für die Verwöhnten zu schreiben, oder gar, wenn man kann, sie noch mehr zu verwöhnen. Außerdem redeten Sie nicht richtig genug, indem Sie die Kunst des Verses von dem Ausdrucke absonderten. Sie gehört mit dazu. Ich denke mir die Sache so: Erst der Inhalt, hierauf der Ausdruck, das ist Worte, die dasjenige bestimmt bedeuten, was wir damit sagen wollen, indem sie zu dieser Absicht sorgfältig gewählt und geordnet sind; die denjenigen Wohlklang haben, der zu der vorgestellten Sache gehört und die durch die Bewegung, welche ihre Längen und Kürzen hervorbringen, noch mehr und noch lebhafter dasjenige bedeuten, was sie bedeuten sollen.

Werthing. Keinen Einwurf hierwider, Heiners, damit wir gleich zur Sache kommen. Halten

Sie, Selmer, den Wohlklang, oder die Bewegung der Worte, für mitbedeutender?

Selmer. Die Bewegung, und zwar in hohem Grade.

Werthing. Wenn Sie recht haben, wie es mir vorkömmt, daß Sie haben, so muß uns dieß in Absicht auf unsre Sprache sehr angenehm seyn. Denn ihr fehlt bisweilen derjenige Wohlklang, welcher sanfte Gegenstände ausdrücken hilft; allein sie ist desto geschickter, zwar nicht alle Versarten der Griechen, aber doch sehr mannichfaltige und bedeutende zu haben.

Selmer. Gleichwohl ist mir's oft nahe gegangen, daß wir so viele von denen Tönen verloren haben, die der unpoetische Otfried hatte. Wär' er, oder Einer seiner Zeit nur Dichter gewesen; so hätten wir vielleicht diese harmonische Sprache behalten. Welch ein Verlust, Werthing:

Ostana Morgenländer
Sterrono Sterne
Mit bitteremo Lide mit bitterm Tranke
Gisamanot zusammen
Honida, Hona Hohn
Bigonda begann
Legita legte
Erda bibi nota die Erde bebte.

Und dieß ist nur Otfried, dessen Sprache bey weitem noch nicht so sanft klingt, als die Sprache des

Sachsen, der nicht lange nach Wittekinds Barden gelebt hat, und den ich, ich könnte beynah sagen, entdeckt habe, weil er uns, wie viel auch der Engländer Hikes von ihm sagt, dennoch unbekannt ist.

Um nur einige Vergleichung zwischen unsrer jetzigen und unsrer recht alten Sprache zu machen, wie weit haben wir die Häufung der Konsonanten nicht getrieben. Wie oft verdoppeln wir sie. Und viele sprechen wir sogar da aus, wo wir sie nicht einmal schreiben; da wir doch oft selbst diejenigen schreiben, die wir nicht aussprechen können. Müssen wir nicht, wenn man unsre Aussprache nicht für gesucht halten soll, schtand sprechen, ob wir gleich nur stand schreiben. Die Niedersachsen allein dürfen das letzte aussprechen, weil es in ihrem Munde nicht gesucht klingt. Wir schreiben und sprechen schweigen, nur die Niedersachsen sweigen; und gleichwohl setzten unsre Vorfahren das attische s blos des Wohlklanges wegen. Sie sprachen gewiß aus keiner andern Ursach, swenne für wenne, als die Athenienser smikros für mikros.

Werthing. Mich deucht, Sie waren wohl eh mit mir zufrieden, wenn ich, beym Vorlesen, bisweilen einige von den Konsonanten, welche die jetzige Rechtschreibung setzt, und die wir aussprechen können, milderte, oder beynah wegließ.

Selmer. Ich bin noch zufriedner mit Ihnen, wenn Sie, anstatt ein Wort, das den Apostroph hat,

durch die Aussprache, wie so viele thun, hart zu machen, es noch tönender hören lassen, als es ohne den weggeworfnen Vokal klingen würde. Sie lesen: Vom Too-d'-erwacht. Sie lassen das o mit einer kleinen Dehnung, und das d sehr sanft hören. Ein Dichter, der Ihnen zugehört hat, könnte in die Versuchung kommen, um Ihrentwillen öfter, als er sonst thun würde, den Apostroph zu setzen. Wenn wir viele Vorleser hätten, wie Sie sind; so würd' ich mit dem Klange unsrer Sprache zufriedner seyn, als ich bin. Da sie, in andern Gesichtspunkten, Ähnlichkeit mit der griechischen hat, so dürfen wir uns die kleine Freude erlauben, es zu bemerken, daß, da wir so viel Harmonie nicht haben, als die Griechen, wir auch einige ihrer weniger harmonischen Töne nicht haben. Bey uns kömmt das u nicht so oft vor, als bey ihnen. Wir haben ihr ai und oi gar nicht; und unser å und ö klingen viel besser. Sie haben ein phth, und auch nicht selten unser sch. Dieß kann uns dafür schadlos halten, daß wir das sch so oft hören müssen. Wir haben ein langes a, und o, welches uns Vossius, kein kleiner Kenner des Wohlklanges, vorwirft, ohne im geringsten zu erweisen, daß dasjenige im Deutschen unangenehm klinge, was er bey den Griechen schön fand, und daß diese ihr gedehntes a und o anders ausgesprochen hätten, als wir unser aa, ah, und oo, oh. Außer dem sm der Athenienser, das ich erst anführte,

haben wir das doppelte t oft, welches sie da zu setzen pflegten, wo die andern Griechen ein doppeltes s aussprachen.

Heiners. Mich deucht, Sie sind sehr sorgfältig bey Untersuchung dieser Kleinigkeiten.

Werthing. Diese Kleinigkeiten sind so gleichgültig nicht, als Sie denken. Wenn Sie Ihr Ohr nicht mit dem Wohlklange oder Übelklange einzelner Töne bekannt machen; so werden Sie niemals aufmerksam genug auf die Harmonie der Worte werden. Und diese zu haben, ist keine Kleinigkeit. Ihr Ohr kann nicht auf einmal dahin kommen, durch ein schnelles Urtheil zu entscheiden. Was halten Sie von dem Klange dieser beyden Worte: Rauchdampf, Sturmwind?

Heiners. Ich ziehe Rauchdampf vor.

Selmer. Aber mich deucht, daß Sie unrecht haben. Sturmwind hat das rechte Verhältniß des Klangs, etwas starkes auszudrücken; Rauchdampf klingt zu stark. Doch würd' ich, wegen der beyden a auf Ihrer Seite seyn, wenn es Rauhdampf hieße.

Heiners. Haben Sie das Wort Rauchdampf gemacht?

Selmer. Nein Luther, unser ältester klassischer Skribent, hat es gemacht. Was ziehen Sie vor: Fittige schwebten? oder: Flügel entschwebten?

Heiners. Fittige schwebten.

Selmer. Da haben wir unsern Freund, Werthing. Er hat auf diese Sachen noch gar nicht Achtung gegeben. Ich muß es ihm also wohl sagen, daß Flügel entschwebten, sehr schön, und Fittige schwebten, außer daß zwey i hinter einander keinen schönen Klang haben, für unsre Sprache, weich klingt, in der es einen zu großen Kontrast mit den andern Tönen macht. Überhaupt muß ich Ihnen sagen, daß Sie nicht alles gethan haben, was man von Ihnen fodert, wenn Sie sich genau nach dem Sylbenmaße richten. Ihre gut abgemessenen Sylben müssen auch wohlklingend seyn.

Werthing. Wir wollen zwar vornämlich von dem Ersten reden; aber ich wünschte doch gleichwohl, daß Sie über das Letzte nicht so ganz weggingen.

Selmer. Ihr Ohr hat Ihnen hierüber schon alles gesagt, was ich Ihnen sagen kann. Und Sie werden niemals starke Töne mit rauhen; und sanfte mit weichen verwechseln.

Werthing. Zu der letzten Verwechselung haben wir in unsrer Sprache wenig Anlaß.

Selmer. Diese Anmerkung könnte mich verführen, Ihnen Schuld zu geben, daß sogar Sie das Vorurtheil hätten, nur diejenige Sprache für wohlklingend zu halten; in welcher das Sanfte so sehr herrscht, daß auch derjenige Dichter, der am sorgfältigsten wählt, zu oft in Gefahr ist, ins Weiche auszuarten. Doch wir kommen unvermerkt in ein Gespräch über die Sache,

bey dem ich zweyerley fürchte, erst, seine Länge, und dann, daß ich, weil Sie meine Theorie wissen wollen, bisweilen in eine Art des Vortrags gerathen werde; und ich liebe nichts weniger, als das Vortragen. Was meinen Sie, wär' es nicht weit besser, wenn ich Ihnen meine Theorie in einigen kurzen Sätzen, und in eben so kurzen Erweisen und Erläuterungen aufschriebe?

Werthing. Wir haben Sie jetzt hier, und die kurzen Sätze könnten wohl noch ziemliche Zeit unaufgeschrieben bleiben; außerdem werden Sie uns, ich will Sie schon dahin bringen, hundert Sachen sagen müssen, die Sie beym Aufschreiben weglassen würden.

Selmer. Was kann ich machen? Denn Sie wollen auch in kleinern Dingen, was Sie wollen; (ich nur in größern). Aber Eins müssen Sie mir versprechen, nämlich, mich nie zu verrathen, daß ich da umständlich gewesen bin, wo ich hätte kurz seyn sollen.

Denken Sie sich den schönsten Klang der Sylben und stellen sich dabey vor, daß Sie dieselben immer auf eine Art, entweder beständig lang, oder beständig kurz hörten; so würde dieser Klang nicht allein seine Annehmlichkeit bald verlieren; . . . .

Minna. Aber warum brachen Sie Ihr Gespräch ab, da ich zu Ihnen herein kam? Sie schienen ja sonst zu glauben, daß ich Antheil an dem, wovon Sie sich unterredeten, nehmen könnte.

Selmer. Wir wissen zwar, daß Ihnen die Materie, wovon wir redeten, nicht gleichgültig ist, und Sie erinnern sich, wie oft ich Sie gebeten habe, wenn ich Ihnen meine Arbeiten vorlas, über dieselben zu urtheilen; allein ich fürchte gleichwohl, daß Ihnen die Art unsrer Untersuchung, entweder zu kritisch, oder zu gelehrt, oder wenigstens zu umständlich vorkommen werde.

Minna. Seit wann fürchten Sie denn, daß ich aufgehört habe, die Sachen, die ich wissen mag, genau lernen zu wollen?

Selmer. Und seit wann glauben Sie denn, daß es mir unbekannt geworden sey, wie man mit Frauenzimmern von Sachen reden müsse, die viel öfter in Büchern, als in Gesellschaften vorkommen?

Minna. Kein Wort mehr in diesem Tone, oder Sie beleidigen mich.

Selmer. Sie wissen nicht, welcher Gefahr der langen Weile Sie sich aussetzen. Denn wir sprechen nicht etwa nur von einer Nebenschönheit der Poesie; sondern wir sprechen auch, welches noch viel ärger ist, umständlich davon.

Minna. Sagen Sie mir, wovon Sie sprechen.

Selmer. Von der Kunst des Verses.

Minna. Nun seh' ich wohl, warum Sie mich fort haben wollen. Wenn ich sonst vom Sylbenmaße etwas wissen wollte, so fertigten Sie mich damit ab,

daß mich die Theorie desselben gar nichts anginge; und daß es genug wäre, wenn ich nur die Worte richtig ausspräche, und die Leidenschaft des Gedichts durch das Bischen Stimme, das ich habe, auszudrücken suchte. Wenn mir dann die Verse gefielen, so hätte es der Dichter gut gemacht; und wenn sie mir nicht gefielen, so wäre es nicht meine Schuld. Aber nun seh' ich wohl, daß ich doch mehr zu wissen brauche.

Selmer. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Sie noch mehr zu wissen brauchen?

Minna. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß Sie aufhören dürfen. Kurz, ich will alles wissen, wovon Sie sich mit unsern Freunden umständlich unterreden mögen.

Selmer. Noch einmal, Sie kennen die Gefahr nicht, der Sie sich aussetzen. Sie würden sogar griechische Verse mit anhören müssen, wenn wir fortführen.

Minna. Fahren Sie fort, und zwar jetzt gleich.

Selmer. Gut denn, weil Sie es schlechterdings so wollen, aber unter einer Bedingung, wegen deren zu genauen Erfüllung Sie mir niemals Vorwürfe machen müssen.

Minna. Und welche ist denn die merkwürdige Bedingung?

Selmer. Daß wir vergessen dürfen, daß ein Frauenzimmer unsre Zuhörerin ist.

Minna. Ich bitte es mir ausdrücklich aus, dieß zu vergessen.

Selmer. Denken Sie sich den schönsten Klang der Sylben, das heißt, einen Klang, der nach dem Inhalte sanft oder stark ist, und stellen sich zugleich dabey vor, daß Sie dieselben stets auf eine Art, entweder immer lang, oder beständig kurz hörten; so würde dieser Klang nicht allein seine Annehmlichkeit bald verlieren, sondern er würde Ihnen auch völlig zuwider werden. Ihr Ohr verlangt mehr, als Wohlklang, es will auch Bewegung hören. Und diese entsteht dadurch, daß sich die Aussprache bey einigen Sylben längere Zeit, und bey andern kürzere verweilt. Sie halten sich bey der Aussprache der langen Sylbe eine merkliche, obgleich nicht völlig abgemessene Zeit auf. Bey der kurzen Sylbe ist die Zeit des Aufhaltens weniger merklich, und auch nicht völlig gleich abgemessen.

Werthing. Also giebt es lange und längere; und kurze und kürzere Sylben?

Selmer. Für die Deklamazion, aber nicht für die Theorie des Sylbenmaßes. Man kann diese kleinern Unterschiede dem Dichter nicht zur Regel vorschreiben; aber der Vorleser läßt sie hören; er macht uns dadurch mehr Vergnügen, als wenn er die langen Sylben immer völlig gleichgültig ausspräche; und die kurzen beständig mit genauer Richtigkeit in die Hälfte der lan-

gen theilte. Er spricht die lange Sylbe länger aus, wenn mehr Konsonanten, oder die Dehnung eines Vokals oder der Inhalt mehr Zeit erfodern; und die kurze kürzer, wenn sie weniger, oder keine Konsonanten hat, oder der Inhalt eilen heißt. Doch sind diese Unterscheidungen da weniger merklich, wo die Ursachen des längern Aufhaltens oder des schnelleren Eilens nicht in dem Inhalte liegen. Gleichwohl muß der Vorleser, weil er den Gang des Verses merklich hören lassen soll, auch da, wo ihn weder viel Konsonanten noch ausgedehnte Vokale aufhalten, die weniger lange Sylbe auf eine bestimmte Art lang, und die kürzere kurz, ohne zu sehr zu eilen aussprechen. Aber wenn sein Inhalt von solchem Nachdrucke ist, daß er es ohne den Vorwurf des Gesuchten thun kann, so muß er bey veranlaßter Schnelligkeit oder Langsamkeit selbst die langen Sylben, sie seyn es mehr oder weniger durch die Zahl ihrer Buchstaben, entweder fast eilen; oder selbst die kurzen, in welchem Grade sie es auch sind, beynah langsam fortgehn lassen.

Heiners. Wir haben ja nur lange Accentsylben; also ist es übertrieben, wenn wir es, in Absicht auf die prosodische Aussprache, so genau nehmen wollen.

Minna. Was verstehn Sie durch Accentsylben?

Heiners. Ich meine, daß diejenigen nur lang sind, die den Accent haben. Denn die andre Ursach

der Verlängerung, die Mehrheit der Konsonanten, kömmt in unsrer Sprache nicht in Betrachtung.

Selmer. Es ist sonderbar, daß Sie das Wort Accent brauchen, da wir keine Accente über unsre Sylben schreiben; und sie über dieß bey den Griechen die Länge und Kürze der Sylben nicht anzeigen. Doch ich will mich bey Ihrem Ausdrucke nicht aufhalten. Sie könnten mit eben dem Rechte von den Griechen gefodert haben, daß sie ihre Sylben nach unsrer Regel lang oder kurz hätten aussprechen sollen, mit welchem Sie es von uns fodern, daß wir die Dauer unsrer Sylben nach der Regel der Griechen abmessen sollen. Sie haben, wie es scheint, nicht daran gedacht, daß, wenn wir Ihrer Foderung genug thun wollten, wir fast alle Sylben lang aussprechen müßten. Unsre Vorfahren haben uns eine Aussprache hinterlassen, die, wenn sie eilen will, zwey bis drey Konsonanten nicht aufhalten. Daher ist diese Vielheit der Konsonanten nicht dadurch eine Unvollkommenheit unsrer Sprache, daß sie unsre kurzen Sylben nicht noch kurz genug bleiben ließe, sondern nur dadurch, daß viele Konsonanten, bey einander wenigstens, keinen sanften Klang haben. Übrigens scheint es mir fast mehr als Schadloshaltung zu seyn, daß alle unsre Worte mindstens durch Eine Länge zum Ausdrucke eines ernsthaften Inhalts fähig sind. Über welche Vorstellungen von dieser Art hüpfen die Griechen durch ihre Aussprache nicht

weg? Sie hätten, nach der Regel ihrer Sprache, tha-natos aussprechen können; aber sie haben auf jenen Nachdruck, den wir haben, so wenig gesehn, daß sie Tod durch thanatos hören lassen. Den Krieg und sogar Gott konnten sie nicht anders aussprechen, als polemos, Theos. Stellen Sie sich eine gute Versart vor. Die Verbindung der Längen und Kürzen hat zwar in derselben an sich selbst ihre Schönheit, das heißt, es sind solche Abwechselungen der Längen und Kürzen darin, deren Bewegung der Ausdruck vieler poetischen Gegenstände in sich faßt: allein es kömmt doch bey dem Gebrauche dieser Versart zu Ihrem gewählten Gegenstande unter andern sehr darauf an, daß sie eine oder mehr Sylben derer Worte, die am meisten Bedeutung haben, dahin bringen, wo in ihrem Schema die Längen stehn. Haben Sie nun in ihrer Sprache viel bedeutende Worte, die gar keine Länge haben, so ist das Sylbenmaß gleichsam allein da, weil es die Sprache ohne ihre Hülfe läßt. Und diesen nicht kleinen Vorzug hat unsre Sprache vor der griechischen, daß alle ihre mehrsylbigen Worte den Nachdruck wenigstens Einer langen Sylbe haben. Im Homer brauchen wir, wie Sie wissen, Werthing, nicht lange zu suchen, um uns zu überzeugen, daß wir hier ein wenig stolz seyn dürfen.

◡‒ ◡◡‒◡◡ ‒‒
Dios d' eteleieto bulă
Jupiters Wille geschah.

Hier wird Jupiter mit dem Nachdrucke ausgesprochen, den unsre Sprache immer hat. Aber in:

‒‒ ‒ ◡◡ ‒◡
Lătus kai Dios hŭos
Latonens und Jupiters Sohn.

beschäftigt sich diejenige Aufmerksamkeit, welche durch die langsamere Aussprache verursacht wird, allein mit der Mutter des Apollo.

Werthing. Ob es gleich eine Unvollkommenheit unsrer Sprache ist, daß wir zu wenig zweysylbige und dreysylbige Worte von eben so viel langen Sylben haben; so ist doch diese Unvollkommenheit der griechischen noch größer, daß sie solcher Worte, sogar viersylbiger, zu viel hat. Dazu kömmt noch, daß von ihren einsylbigen Worten, die nur Nebenbedeutungen haben, zu viele lang sind.

Minna. Der griechische Vers wäre also, was er ist, sehr oft durch seinen Gang allein; und der deutsche wäre es zugleich durch die mitgehende Sprache.

Heiners. Damit wir nicht in Gefahr kommen, uns zu sehr in unser eignes Lob auszubreiten, so erlauben Sie mir, Selmer, Sie zu fragen: Haben denn unsre Gedichte die ungriechischen Regeln festgesetzt, nach welchen wir die Dauer der Sylben messen.

Minna. Ungriechische freylich, auch unchinesische, und dieß zwar wegen des kleinen Nebenumstandes, daß wir Deutsche sind, und eine eigne Sprache für uns haben, die deutsche nämlich, Heiners.

Selmer. Wir sind, an die beständige und leicht zu übersehende Abwechselung Einer langen Sylbe mit Einer kurzen gewöhnt, zu verzeihend gegen unsre Dichter gewesen, wenn sie, wegen dieser Art der Abwechselung schnell vorübergehende, und daher weniger merkliche Fehler wider das wahre Zeitmaß gemacht haben. Daher dürfen auch nicht unsre jambischen und trochäischen Verse, sondern die Deklamazion unsrer Redner muß die Regel unsrer Aussprache seyn.

Werthing. Aber die Deklamazion des Redners erlaubt nicht allein, sondern sie schreibt es beynah vor, die lange Sylbe, oft nicht lang genug auszusprechen. Sie scheint eine Art von Mittelsylbe zwischen der langen und kurzen zu haben.

Selmer. So bald sie nicht nachlässig ist, so ist es nur eine scheinbare Mittelsylbe. Sie ist wirklich lang, nur daß es, wie ich vorher schon angemerkt habe, lange und längre Sylben für die Deklamazion giebt. Erinnern Sie sich zugleich, daß Sie mich wenigstens nicht widerlegten, als ich behauptete, daß diese kleinen Unterscheidungen in der poetischen Deklamazion weniger merklich, als in der prosaischen seyn müßten.

Heiners. Also meinen Sie, daß unsere Dichter durch die genaue Kenntniß der prosaischen Deklamazion dahin kommen könnten, ihrem Verse einen so bestimmten Gang zu geben, als der Vers der Griechen hat?

Selmer. Ja, wenn sie diese Kenntniß so anwenden, daß sie sich selbst viel weniger verzeihen, als ihnen bisher verziehen ist. Ich behaupte damit gar nicht, daß unsre kurzen Sylben jemals eine so leichte Kürze haben werden, als die griechischen. Aber treiben Sie auch die Vorstellung von dieser Leichtigkeit nicht zu weit. Die Griechen lassen viele Sylben kurz, auf welche zwey Konsonanten folgen. Und auch ihre langen Vokalen und Diphthongen dürfen kurz gebraucht werden, wenn sie nicht vor Konsonanten stehn. Noch Eins, das Sie vielleicht bisher nicht geglaubt haben, und das doch sehr wahr ist. Die Griechen haben mehr zweifelhafte Sylben als wir; ich meine diejenigen, die von ihren Dichtern bald als lange, bald als kurze gesetzt sind.

Werthing. Wundern Sie sich nicht so sehr, Heiners, denn Selmer hat recht. Wenn von gewissen Konsonanten (ihre Zahl ist nicht klein) zwey so auf einander folgen, daß sie leicht ausgesprochen werden können, und nach einem kurzen Vokal, oder nach einem von unbestimmter Zeitdauer, stehen; wenn da, wo solche Vokale das Wort endigen, das folgende mit zwey Konsonanten anfängt; wenn ein vorhergehendes Wort mit

einem langen Vokale oder Diphthongus schließt, und das darauf folgende mit einem Vokal anfängt; (ich übergehe das Ungewöhnlichere, da der folgende Vokal in der Mitte der Worte eben diese Ungewißheit macht) wenn diese angeführten Bedingungen da sind: so hat der griechische Dichter die völlige Erlaubniß, die kurzen und langen Vokale und die Diphthongen zu brauchen, wie er will. Sie werden mir zugestehn, daß die zweyte Bedingung allein schon zureichend ist, der griechischen Sprache mehr zweifelhafte Sylben zu geben, als die unsrige hat; denn viele ihrer Worte endigen sich mit kurzen und solchen Vokalen, deren Zeitmaß nicht festgesetzt ist, und nicht wenigere fangen mit zwey Konsonanten an.

Minna. Also hatte bey den Griechen das folgende Wort sogar noch Wirkungen auf das vorhergehende? Diese Sorgfalt für die Vergnügung des Ohrs war gewiß sehr weit getrieben. Aber sie schadeten, mich deucht, ihrer Sprache hierdurch. Denn eine große Anzahl unbestimmter Sylben ist gewiß keine Vollkommenheit der Sprache.

Selmer. Doch ist es nur eine Unvollkommenheit in Absicht auf die Prosa und die dithyrambischen Verse. Denn da kann der Leser nicht wissen, wie der Redner oder der Dichter die Sylbe der unbestimmten Dauer ausgesprochen haben wollen.

Minna. Und mich deucht auch in Absicht auf die Poesie, die festgesetzten Sylbenmaßen folgt. Denn man muß sich ja das Metrum beständig vorstellen, wenn man bey der Vorlesung nicht fehlen will. Sie haben mir keine kleine Freude durch das gemacht, was Sie mir von den Griechen gesagt haben. Denn nun verliert unser Vers durch die Vergleichung mit ihrem so viel nicht mehr, als man gewöhnlich glaubt.

Selmer. Unsre Sprache hat viel einsylbige Worte; aber unser Ohr ist so daran gewöhnt, daß ihm die Art, auf welche wir einigen derselben auch eine zweyte Sylbe geben könnten, bey vielen Worten als eine unangenehme Ausdehnung vorkommt. Wir hören lieber geht, als gehet, und einige Ausdehnungen dulden wir gar nicht. Wir sagen niemals läufet, sondern allzeit läuft. Unterdeß hat auch die Ausdehnung das für sich, daß sie die Zahl der Vokale vermehrt. Und aus dieser Ursach, aber nicht bloß den Vers zu machen, darf der Dichter sie sich bisweilen erlauben. Weil wir viele einsylbige Worte haben, und weil zwischen ihnen die Pause unmerklicher wird, als zwischen den mehrsylbigen; so können wir sie oft in drey= und viersylbige Füße zusammendrängen, und sie auf diese Weise zu einem scheinbaren Ganzen machen, das die unangenehme Bewegung der Einsylbigkeit wenigstens verbirgt, wenn es sie auch nicht völlig unmerklich macht.

Minna. Es ist, wie ich sehe, nicht leicht, die einsylbigen Worte gut in der Poesie zu brauchen.

Selmer. Das Schwere liegt nicht in ihrem Zeitmaße, denn das ist bestimmt genug; sondern in der Vernachlässigung unsrer Dichter, in welcher sie so weit gegangen sind, daß selbst die prosaische Deklamazion ein wenig dabey gelitten hat. Diese Vernachlässigung ist dem Zeitmaße unsrer mehrsylbigen Worte weniger nachtheilig gewesen. Daher ist es nicht die Ungewißheit desselben, sondern die Vertheilung der Längen und Kürzen in den mehrsylbigen Worten, welche macht, daß uns einige Versarten der Griechen immer schwer bleiben werden.

Heiners. Also sollte man sich auf diese Versarten gar nicht einlassen.

Selmer. Wenn sie schön sind; so müssen sie dem Dichter erlauben, daß er sich auch von ihrer Schwierigkeit reizen lasse.

Es gehört nicht zu unserm Zweck, uns bey der Prosodie unsrer Sprache aufzuhalten; gleichwohl will ich doch ein paar Anmerkungen darüber machen. Und diese sind, daß die Stellung der einsylbigen Worte bisweilen ihr Zeitmaß verändert. Sie sprechen: Geh hin, rufs laut. *Hin* und *laut* reißen hier das sonst lange *Geh* und *rufs* gleichsam mit sich fort. Es be-

kömmt zwar keine schnelle Kürze dadurch; aber es verliert doch so viel von seiner Länge, daß es im Verse, wenn keine lange Sylbe vorhergeht, als kurz angesehen werden muß. Aber ein folgendes zweysylbiges Wort hat diese Gewalt nicht mehr. Sie sprechen:
– – ∪ – – ∪
Geh unter, rufs lauter. Die Nothdurft des jambischen und trochäischen Verses hat zwar eingeführt, daß man die kurze Sylbe lang werden läßt, wo eine andre kurze folgt. Allein es muß gleichwohl eigentlich wie:
∪ – ∪ ∪ ∪ – ∪ – ∪
im Bache, so auch: in dem Bache, und nicht: in dem
– ∪
Bache, ausgesprochen werden.

– ∪
Werthing. Aber Sie sprechen doch: In dem
∪ – ∪
Gefilde?

– ∪ – ∪
Selmer. Zwar besser, als: in dem Bache; aber doch auch nur um der Nothdurft des Hexameters willen, und solcher Versarten, in welchen nie mehr als zwey kurze Sylben auf einander folgen. Denn die beste
∪ ∪ ∪ – ∪
Aussprache ist gleichwohl: in dem Gefilde.

Heiners. Also hätte der Hexameter auch seine Nothdurften?

Selmer. Was sagen Sie zu diesem Verse des Homer:

Aidoios te moi essi, phile hekyre, deinos te.

Minna. Aber warum ist denn: in dem Gefilde, besser als: in dem Bache?

Selmer. Vornämlich deswegen, weil wir selbst in Prosa drey kurze Sylben hinter einander nicht so oft als zwey hören.

Werthing. Allein: durch die Gefilde! auf die Gebirge! aus dem Gewässer?

Selmer. Wenn Ihr Ohr mehr an drey kurze Sylben hinter einander gewöhnt wäre, so würde es mit: durch, auf und aus noch weniger zufrieden seyn. Ich rede nicht vom Hexameter. Denn da erwartet der Zuhörer niemals drey kurze Sylben.

Werthing. Also hätten wir, in Absicht auf gewisse einsylbige Worte, nachdem die Versarten verschieden wären, auch verschiednes Zeitmaß?

Selmer. Bey Opitzens Verse ist dieß ganz nothwendig. Denn Sie müssen ihn entweder im Vorlesen zerstören, oder man muß Ihnen die angeführte Erlaubniß geben.

Werthing. Vielleicht klånge er besser, wenn ihn der Vorleser, so wie ihn das wahre Zeitmaß dazu veranlaßte, zerstörte?

Selmer. Machen Sie das mit Ihren Zuhörern aus. Wenn ich für mich lese, so lese ich diesen Vers niemals anders. Er verliert dadurch viel von seiner Einförmigkeit, und bekömmt manchmal schöne Wendungen. Was ist daran gelegen, daß er sie durch den Zufall bekömmt? Dem Hexameter ist zwar die verschiedne Quantität nicht so nothwendig; aber er kann sie doch gleichwohl nicht ganz entbehren.

Heiners. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mir diese Nothdurft des Hexameters ein wenig lieb ist.

Selmer. Und mir ist es nicht unlieb, Ihnen sagen zu können, daß, obgleich die Griechen nicht mit uns in dem gleichen Falle der Nothwendigkeit oder nicht völligen Entbehrlichkeit waren; sie es doch wie wir machten, und das nicht etwa bloß unter der Bedingung, sich auf wenige einsylbige Worte einzuschränken, sondern mit viel größrer Freyheit. „Der Rhythmus, „sagt Longin, braucht nicht allein das unbestimmte „Zeitmaß, wie er will; er macht auch oft die kurze „Sylbe lang." Lesen Sie Homer, und sehen Sie, ob er Longin widerlege. Unterdeß glaub' ich gleichwohl von unsern Dichtern nicht zu viel zu fodern, wenn ich behaupte, daß sie in den Oden, in welchen bisweilen drey Kürzen hinter einander stehn, das verschiedne

Zeitmaß fast durchgehends sollten für entbehrlich halten.

Werthing. Aber die Griechen foderten das ja selbst in diesen Oden nicht.

Minna. Ich sehe aus dem, was Sie bisher gesagt haben, daß unsre Sylbenmessung viel bestimmter ist, als ich bisher geglaubt habe. Aber sagen Sie mir, worin denn hauptsächlich die Schwierigkeit liegt, die Versarten der Griechen in unsre Sprache herüber zu nehmen?

Selmer. Ich habe schon erwähnt, daß diese Schwierigkeit, die Sie sich aber auch nicht größer vorstellen müssen, als sie ist, in der Vertheilung der Längen und Kürzen, und nicht in der Ungewißheit des Zeitmaßes liege. Die Griechen hatten außer vielen drey- und viersylbigen Worten, worin oft zwey kürze oder zwey lange Sylben bey einander stunden, noch verschiedne andre von zwey, drey, vier und sogar einige von fünf Sylben, die entweder alle lang, oder alle kurz waren. Wir haben nicht einmal zweysylbige, die so viel kurze, und wenige, die zwey lange Sylben hätten. Ein viersylbiges Wort von so viel kurzen, und eins von so viel langen Sylben hat freylich zu wenig, und viel Nachdruck der Bewegung. Diesen Fehler, und es ist, in Absicht auf den Zeitausdruck, kein kleiner Fehler, haben also die unsrigen nicht; es wird uns aber auch aus dieser Ursache desto schwerer,

dem sehr mannichfaltigen Gange des griechischen Verses zu folgen.

Heiners. Sie veranlassen mich von neuem, meine Meinung zu behaupten, daß wir die Versarten der Griechen gar nicht aufnehmen sollten.

Selmer. Sie vermuthen doch nicht, daß ich Ihnen jemals zugestehn werde, daß die angeführte Schwierigkeit unüberwindlich sey? Sie ist dieß nur in Absicht auf diejenigen Versarten der Griechen, in welchen oft so viele kurze Sylben auf einander folgen, daß ich sie, auch ohne die Hindrung unsrer Sprache, nicht wählen möchte. Zu den schönern Versarten der Griechen geben uns kurze Sylben genug hinter einander viele einsylbige Worte, die an sich selbst, oder dadurch, daß sie den Nachdruck nicht haben, kurz sind, die meisten Endungen und viele Anfänge unsrer Worte; und lange Sylben genug hinter einander geben uns einige Endungen, viele Anfänge, und die große Anzahl derjenigen einsylbigen Worte, die nur ein unwissendes oder zu gütiges Ohr als kurz duldet.

Werthing. Sie werden auch mit mir vergebens streiten, Heiners. Das, was Selmer angeführt hat, scheint mir die Sache zu entscheiden.

Heiners. Das Zeitmaß unsrer Worte wäre also, wie Sie meinen, bestimmter, als ich bisher gedacht habe? Ich zweifle gleichwohl noch sehr daran. Zum Exempel, haben wir denn Spondeen?

Selmer. Wir haben einige, selbst in zweysylbigen Worten; aber die meisten, und deren Zahl ist nicht klein, entstehn durch die Folge der Worte.

Heiners. Aber spricht denn nicht der Redner diejenigen Spondeen, welche zugleich das Wort ausmachen, als Trochäen aus?

Selmer. Ob ich gleich die Deklamazion des Redners als die Norm der poetischen angenommen habe, so folgt doch daraus nicht, daß dieser die Längen und Kürzen nicht noch etwas genauer hören lassen dürfe, als jene thut. Der Redner hat unrecht, wenn er denjenigen Spondeus, der das Wort ausmacht, nicht etwas anders, als den Trochäus ausspricht; und der Dichter, wenn er ihn nicht noch merklicher unterscheidet.

Werthing. Ich hätte wohl mögen die Griechen ihre Spondeen aussprechen hören.

Selmer. Der griechische Musikus verfuhr auf zweyerley Art mit dem Spondeus. Er ließ ihn bald so hören, daß die eine Sylbe etwas weniger lang als die andre war, und bald so, daß sich beyde völlig gleich waren. Vermuthlich richtete er sich hierbey, wenigstens oft (denn es immer zu thun, ließen ihm gewisse Rhythmen nicht zu) nach der Beschaffenheit der verschiednen Spondeen. Nach dieser Idee hätte, wer ihn im Deutschen nachahmen wollte, zum Exempel bey: Schauplatz, auf die erste Art, und bey: Wald-

strom, auf die zweyte verfahren müssen. Mich deucht, Heiners, ich habe Ihnen Anlaß gegeben, sogar den Griechen die Spondeen abzusprechen.

Werthing. Aber ist nicht die kleinere Länge, die neben der größern gehört wird, eigentlich eine Kürze, weil der Begriff von Länge und Kürze durch die Vergleichung entsteht?

Selmer. Denken Sie sich einen Vorleser, (und so muß der gute seyn,) der auf den Längen immer mit einigem Verweilen hält, (denn Kürzen sind gar keines Verweilens fähig) so wird der Zuhörer die kleinere Länge nicht mit der nächsten größern, sondern mit der ganzen Folge der langen Sylben, die er gehört hat, vergleichen.

Heiners. Dieß sollten Sie beweisen, wie Sie schon vorher hier und da hätten thun sollen.

Selmer. Einige Sachen beweist man, und einige nicht. Wenigstens verlangen Werthing und Minna die Schwatzhaftigkeit nicht von mir, durch welche man sich gern das Ansehn eines tiefsinnigen Untersuchers gäbe, und gleichwohl weiter nichts thut, als daß man demjenigen, dem man etwas vorträgt, langweilig aufbürdet, daß er den leichten Beweis nicht würde gefunden haben.

Wir wollen jetzt, Werthing, zu den Theilen, aus welchen der Vers der Griechen zusammengesetzt wird, fortgehen. Wenn wir sie in unsrer Sprache finden,

so haben wir gegründete Ansprüche, in ihren Sylbenmaßen, oder auch in neuen, von ähnlichem Umfange des Zeitausdrucks, zu schreiben.

Der Trochäus, — ◡ Klage. Eine Benennung, die wir behalten müssen, weil sie eingeführt ist. Einige neuere Griechen, die nicht wußten, daß man ihn vor ihnen Choreus genannt hatte, bildeten sich, nach der Bedeutung des Worts, ein, daß er eile. Einer von Hephästions Scholiasten, der bemerkte, daß dieser Fuß keine Eile ausdrücken könnte, half sich auf diese Art aus der Sache. „Der Trochäus, sagt er, wird „methaphorisch nach dem Laufe benannt. Diese fan„gen oft einen langen Weg an, und verkürzen ihn bald „darauf, indem sie nicht so weit laufen, als sie sich „vorgenommen hatten.“ Die Benennung Choreus, wird von Choros hergeleitet. Die Chöre tanzten und sangen gewöhnlich ernsthaft.

Werthing. Der Trochäus eilt zwar nicht, wie der Jambus, mit dem er allein verglichen werden kann; allein er geht doch auch nicht langsam fort.

Selmer. Nicht das Zeitmaß der Sylben überhaupt, sondern dasjenige, was durch ihre Stellung genau bestimmt wird, kommt hier in Betrachtung. Diese beyden Füße müssen gar nicht verglichen werden, weil sie, durch die Sylbenstellung, einen Kontrast machen.

Werthing. So hatten denn die Redner unrecht, wenn sie da, wo sie eilen wollten, den Trochäus oft setzten?

Selmer. Haben Sie diese Anmerkung bey Lesung des Isokrates gemacht?

Werthing. Hephästions Scholiast macht sie.

Selmer. Ich besinne mich zwar nicht; aber vielleicht benennte der Scholiast den Tribrachys mit dem Namen Trochäus. Denn so hieß der Tribrachys, da man den Trochäus, nach der spätern Bedeutung, noch Choreus nannte.

Werthing. Mir kommt es gleichwohl noch immer vor, daß der Trochäus einige Schnelligkeit habe.

Selmer. Fällt Ihnen nicht ein, daß die tragischen Dichter der Griechen nur dann trochäische Verse wählten, wenn eine ihrer Hauptpersonen sehr klagte?

Werthing. Aber verbanden sie nicht auch in dieser Versart den langsamen Spondeus mit dem Trochäus?

Selmer. Sie wiederholten nur sehr selten denselben Fuß. Dieß war wenigstens die Eine Ursach. Und dann sollte die Klage noch langsamer gehört werden, als es durch den Trochäus allein geschehen konnte.

Werthing. Wenn ich nun aber behauptete, daß der Vers, ohne den Spondeus, noch nicht langsam gewesen wäre?

Selmer. Nehmen Sie ihm den Trochäus, und setzen für denselben den Jambus, so nähern Sie sich

nicht etwa bloß der Mitte, wo Langsamkeit oder Schnelligkeit ungewiß werden; sondern Sie bekommen auch einige Schnelligkeit. Und diese hatten Sie ihm durch den Fuß gegeben, der das Gegentheil des Trochäus ist. Was ich von der ungewissen Mitte sagte, müssen Sie nicht nach dem gewöhnlich angeführten Verhältnisse beurtheilen, da die Länge Zwey, und die Kürze Eins macht. Denn die Stellungen der Sylben und der Füße bringen das Ohr zu einem ganz andern Urtheile.

Heiners. Aber dießmal wenigstens müssen Sie mir zugestehen, daß Sie etwas weitläuftig gewesen sind.

Selmer. Sie dachten nicht daran, daß der Trochäus der zweyte Fuß unsers Hexameters, und derjenige ist, der unsern Vers von dem Verse der Griechen unterscheidet.

Aus dem zweyten Gespräche.

Minna.

Sie müssen uns nun auch etwas von der Vorlesung sagen.

Selmer. Sie denken nicht daran, daß ich bisweilen Stunden würde zubringen müssen, die Regeln zu finden, welche in der Vorlesung einer halben Zeile liegen, die Ihnen völlig gelungen ist, und uns eben so sehr gefallen hat. Und wie schwer würde es seyn, sich bey dieser Untersuchung nicht zu verirren. Aber wenn man sich auch nicht verirrt, und die Regeln durch die leichtesten Zeichen ausgedrückt hätte; welche Schwierigkeit für die Ausführung eines Vorlesers, welcher der Vorschrift folgen wollte. Sokrates sagt bey Plato, daß es vornämlich auf den Enthusiasmus des Rhapsoden ankomme. Ihr richtiges und lebhaftes Gefühl,

Minna, ist dieser Enthusiasmus. über das ist Ihre Stimme voller Wendungen, das Gefühlte auszudrücken. Denn ohne diese würden Sie dem Maler gleich seyn, der, mit der schönsten Zeichnung in Gedanken, sich mit zitternder Hand an die Leinwand setzte.

Minna. Aber es giebt doch einige allgemeine Regeln der Vorlesung?

Selmer. Diese helfen fast zu nichts. Ich sage Ihnen: Sie müssen sich nach dem Inhalte richten. Aber wie denn? fragen Sie mich mit dem größten Recht. Und so sind wir auf einmal mitten in dem Gewebe der besondern Regeln. Der Künstler, der seine Sache weiß, verwickelt sich niemals darin. Der Kunstrichter hütet sich gewöhnlich davor, sie einzuführen. Und auch der beste sollte es nicht thun wollen. Die Unterschiede sind zu fein. Diese Noten schweben zwischen den Linien.

Ich habe Ihnen nur noch ein paar Anmerkungen über den Klang und über das Zeitmaß der Worte zu machen.

Es klingt in dem Munde der südlichen Deutschen gesucht, wenn sie die Aussprache der nördlichen, die, wenn sie wollen, fast ohne Fehler seyn könnten, annehmen. Das Vornehmste kommt überhaupt bey unserer Aussprache darauf an, daß wir einige Vokalen

und alle Diphthongen voll; die Konsonanten zwar ganz, aber doch auch bey Häufung derselben einige etwas leise hören lassen.

Das Zeitmaß auszudrücken, müssen Sie auf den Längen, besonders, wenn sie die Dehnung haben, ein wenig halten. Die Kürzen werden sich alsdann, wenn Sie sie nicht ganz vernachlässigen, von selbst ausnehmen. Derjenige wird alle Füße gut hören lassen, dem es nicht mehr schwer wird, diese auszusprechen:

⏑ ⏑ ⏑ –
in dem Gesang

⏑ – –
der Waldstrom

– ⏑ –
Donnerton

– – ⏑
hineilte

Außer diesem ist es keine kleine Schwierigkeit, viele Längen nach einander auszusprechen. Doch unsre Dichter lassen den Vorleser nicht oft in diese Schwierigkeit kommen. Was man vornämlich zu vermeiden hat, ist, daß man nicht zu zählen scheine. Wenn diese Längen die Dehnung haben, so wird die Schwierigkeit dadurch vermindert, als:

Des Meerstroms Wuth kam; fühllos flohn

aber viel schwerer ist auszusprechen:

Der Bergwald brennt, sinkt schnell hin.

Es ist nicht genug, wenn Ton und Zeitmaß nur Richtigkeit und Haltung haben. Der Ton muß verschiedne Fälle und Stärke haben, und Ründung da, wo er kann. Die Haltung muß mit ungleicher Messung abwechseln.

Werthing. Aber die Näherung zum Singen beym Vorlesen?

Selmer. Muß ich deswegen verwerfen, weil ihrer zu wenige sind, die, ohne ins Gesuchte zu verfallen, diese unvollendete feine Modulazion treffen würden. Befürchtete ich dieß nicht; so ließe ich mich vielleicht durch Aristides verführen, von Ihrer Meinung zu seyn. Ich merke, Minna, daß sie den Griechen hören wollen. Er sagt:

Wenn man bey Vorlesung der Gedichte die Leidenschaft recht ausdrücken will; so kann dieß nicht anders, als durch eine gewisse Lenkung der Stimme nach dem Gesange geschehn.

Minna. Wenn die Deklamazion nicht etwas sehr Veruraltetes unter uns wäre; so könnte man es sich einfallen lassen, das Gesangähnliche zu versuchen, und

dabey Leute, die Ohr und Geschmack haben, fragen, wie es ihnen gefiele.

Selmer. Den Griechen war die Deklamazion zur Nothdurft geworden. Denn nur sehr wenige konnten die kostbaren geschriebnen Bücher besitzen. Aber, auch ohne diese Nothdurft, liebten sie ihre Dichter und ihr Vergnügen zu sehr, um es, wie wir, zu machen. Wir setzen uns in einen Winkel, sehen den Schall, und fühlen daher das Gedicht kaum halb. Was hatten die Griechen nicht, und was verlieren wir, das Vergnügen der gesellschaftlichen Theilnehmung des Ohrs und der lebhaftern Empfindung des Gedichts, die von jenem doppelten Vergnügen war verursacht worden.

Minna. Könnte man nicht öffentliche Vorlesungen veranstalten?

Selmer. Wie leicht wäre das, besonders wenn uns Vorleserinnen, die Ihre Stimme hätten, in freundschaftlichen Zusammenkünften zeigen wollten, wie wir es in Versammlungen machen müßten.

Selmer. Sie hörten diese Strophe mit wenigerer Aufmerksamkeit an, als die vorigen.

Minna. Ich kann ihnen nicht leugnen, ich dachte

an das, was Sie vorher von dem genauen Ausdrucke des Sylbenmaßes in der Musik sagten. Ich möchte mir gerne einen bestimmten Begriff von der Art machen, auf welche die Griechen bey der metrischen Composizion verfuhren.

Selmer. Ich bin nicht im Stande, auf andre Weise etwas hierzu beyzutragen, als daß ich Ihnen einige Stellen aus den Theorien der Griechen übersetze. Nach diesen wurden componirt:

der Pyrrhichius im kurzen Niederschlage und kurzen Aufschlage;

der doppelte Pyrrhichius in zwey kurzen Niederschlägen und zwey kurzen Aufschlägen.

Minna. Also hatten sie auch kurze Niederschläge?

Selmer. Ohne mich einzulassen, diese Sache aus einander zu setzen, will ich Ihnen wenigstens sagen, daß ich mir eine Ähnlichkeit zwischen unsern schnellern Noten im Niederschlage, Achteln z. E. und den kurzen Niederschlägen der Griechen denke. Und vielleicht waren gar die Niederschläge und Aufschläge bey ihnen nichts anders, als bey uns die langsamern und schnellern Noten sind; ohne noch auf die neue Bestimmung der Zeitdauer zu sehen, die sie durch ihre Stelle bekommen.

Denn, nach Aristides besteht die Rhythmusführung in der Schnelligkeit oder Langsamkeit der Zeiten, wenn man nämlich die Zeitgrößen zwar verschieden, aber doch nur nach dem Verhältnisse hören läßt, welches die Niederschläge zu den Aufschlägen haben.

Der Daktylus wurde componirt in einem langen Niederschlage und zwey kurzen Aufschlägen.

Der Anapäst in zwey kurzen Aufschlägen, und einem langen Niederschlage.

Der Spondeus, Niederschlag und Aufschlag beyde lang.

Der doppelte Spondeus, vier Zeiten (jede lange Sylbe macht zwey Zeiten) im Niederschlage und vier im Aufschlage.

Der Jambus eine Zeit (oder die kurze Sylbe) im Aufschlage, zwey Zeiten im Niederschlage.

Der Trochäus zwey Zeiten im Niederschlage, eine im Aufschlage.

Einige der Rhythmen oder zusammengesetzten Füße wurden so componirt:

Der Orthius — — | — — — — vier Zeiten im Aufschlage, acht im Niederschlage. Dieser

veranlaßt den tanzenden Minnus zu ernsthaft schönen Bewegungen.

Der Trochäus semantos — — — — | — — acht Zeiten im Niederschlage und vier im Aufschlage. Er braucht künstliche Noten, weil er langsame Zeiten hat, und wegen ihrer Folge die Niederschläge verdoppelt.

Minna. Dieß versteh' ich noch weniger, als das Vorige.

Selmer. Ich auch nicht, und dennoch glaub' ich richtig übersetzt zu haben.

Der Päon diozües — ◡ — ein langer Niederschlag, ein kurzer Niederschlag, ein langer Aufschlag.

Der Päon egibatos — | — | — — | — Ein langer Niederschlag, ein langer Aufschlag, zwey lange Niederschläge, ein langer Aufschlag. Er hat vier Theile, und ist aus zwey Aufschlägen und aus zwey verschiednen Niederschlägen zusammengesetzt.

Minna. Also bestände die Verschiedenheit darin, daß zwey Niederschläge gegen einen gerechnet werden?

Selmer. Der Päon egibatos hat eine starke Be-

wegung, indem er die Seele durch das Verschiedne der Niederschläge erschüttert, und sie durch die Größe der Aufschläge erhebt.

Minna. So bald ich einen unsrer großen Componisten zu sehen bekomme, will ich ihm diese Räthsel aufzurathen geben. Sie übersetzen doch richtig?

Selmer. Mir kömmt es wenigstens so vor. Noch ein paar Anmerkungen:

Die Niederschläge sollen auf eine gefallende Art mit den Aufschlägen abwechseln.

Wenn die Rhythmen mit Niederschlägen anfangen, so sind sie ruhig und besänftigen; sie verursachen heftige Bewegungen, wenn die anfangenden Aufschläge die Stimme fortreißen.

Füße von vielen langen Sylben drücken Ruhe aus: diese herrschten in den Hymnen, und zeigten, daß der Singende ganz auf ihren großen Inhalt gerichtet war, und durch dieses gleiche und langsame Fortgehn nach derjenigen gesetzten Stille, welche die Gesundheit der Seele ist, strebte.

Die zusammengesetzten Rhythmen, die aus andern ungleichen bestehen, sind zur Erregung der Leidenschaften geschickt.

Minna. Da einige Takte hinter einander einen musikalischen Rhythmus ausmachen, so kann ich mir hierbey, in so ferne wir es auszuführen im Stande sind, nichts anders als die, durch Unterabtheilungen der Noten gemachte, Veränderung des Taktes und die Wirkung dieser Veränderung vorstellen.

Selmer. Stellen Sie sich es vor, wie Sie wollen. Nur wünschte ich, daß Sie einen Componisten fragten, und ihn zur Entscheidung veranlaßten.

Nothwendig zu verbessernde Druckfehler zum 15. Bande.

S. 13. Z. 3. v. u. st. turbin l. turbin'.
— 17. letzte Zeile st. einem l. einen.
— 40. Z. 6. st. des l. das.
— 51. — 7. st. glaubenicht l. glaube nicht.
— 52. — 14. st. von von l. von.
— 58. — 18. st. reist l. reißt.
— 67. — 11. st. Vers l. Vers.
— 70. — 3. nach für l. uns und streiche es nach nämlich.
— 73. — 15. st. fleuch l. fleug.
— 122. — 3. v. u. st. Aäthis l. Authis.
— 166. — 21. st. Lieber l. Lieben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klopstock, Friedrich Gottlieb, / Back, A. L., / Spindler, Albert Richard Constantin,

Klopstocks sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen etc
Bd.: Band 3

Leipzig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.424(14#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721250-9